





Larpe

N° 1

Karus von der Larpe

„Kreuzspinne“

Erzählung.



Dresden und Leipzig.
E. Piersons Verlag.
1897.

1. Fiction, German.

Kreuzspinne.



Von Karus von der Larpe sind ferner in E. Piersons Verlag in Dresden und Leipzig erschienen:

Schnuckchen und der Bub.

Erzählung. M. 5,—; geb. M. 6,—.

Ein losgelöstes Blatt.

Erzählung. M. 4,—; geb. M. 5,—.

Dora.

Erzählung. M. 4,—; geb. M. 5,—.

Die Nordlandshöhle.

Erzählung. M. 4,—; geb. M. 5,—.

„Kreuzspinne.“

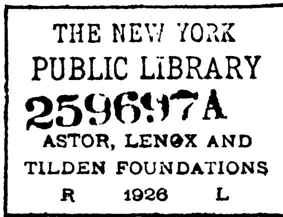
Erzählung

von

Karus von der Larpe.



Dresden und Leipzig.
E. Piersons Verlag.
1897.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
259697A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L



Pfingsten! welcher Zauber liegt in dem Wort. Die Welt und jedes Haus hinab bis zur Kellerwohnung mit Maien geschmückt; Sonnenschein und Vogelsang, Blumenduft und frohe, geputzte Menschen, die hinauseilen, um sich in Wald und Feld, Wiese und Garten den Alltagsstaub abzubaden direkt am Herzen der Natur.

Vor den Thoren der kleinen Stadt Scholwin lag auf einer Anhöhe ein gar anmutiges Herrenhaus inmitten eines großen, weiten, prächtigen, alten Parkes. Es war früher der Sommersitz einer unverheirateten Prinzessin gewesen und später bei der Erbschaftsteilung in Privatbesitz übergegangen. Jetzt war es seit zwei Jahren in den Händen eines Rittergutsbesitzers in Ostpreußen, der fleißig und hausbacken seine Scholle umackerte, säete und erntete, sich aber um das Prin-

zessinnenschlößchen wenig bekümmert hatte, da das dazu gehörige Feld noch auf Jahre hinaus gut verpachtet war, und er das Besitztum seines Mündels und Neffen ja jederzeit in Augenschein nehmen konnte, wenn er wollte.

Hier vorbei pilgerten die Bewohner des kleinen Städtchens wie alle Pfingsten so auch heute, blickten hinein in die maigrüne Pracht des Schloßgartens, freuten sich am Gesang der Nachtigallen, die ungestört im dichten Schatten dort nisteten, blieben stehen und sahen immer wieder mit neuem Interesse das dicht mit grünen Rolljalousien verschlossene Schlößchen an, das in vornehmer Ruhe still und schweigend inmitten all der Frühlingspracht lag; dann gingen sie weiter und kamen auf die andere Seite des Parkes, wo die Wirtschaftsgebäude und die Verwalterwohnung sich befand. Da saß der Pächter mit seiner Frau gar gemütlich unter den mächtigen, breiten, schon mit großen Blättern bedeckten Kastanien, rauchte sein Pfeifchen und las dazu mit Muße aus einem Pack Zeitungen, während seine Ehehälfte fleißig häkelnd die Vorübergehenden musterte, hier und da auch wohl Bekannten freundlich zunickte.

Ein Stück weiter hin saßen auf der niedrigen Mauer, die das Wirtschaftsgebäude umgab, zwei

Knaben, der eigene und der Pflegesohn des Pächters Wrede im schönsten Sonntagsstaat, jeder mit einer Weidengerte in der Hand den Spaziergängern nachblickend. Viele nickten freundlich Ernst, dem jüngeren, zu, während man Hermann, den älteren, bedauernd anblickte, auch wohl manch mitleidige Stimme „armer Kerl“ rief, denn so frisch und blühend der eine war, der andere hatte nicht nur eine krankhafte Gesichtsfarbe, nein, auch eine Rückgratsverkrümmung. Finster blickte letzterer die ihn Bemitleidenden an, wurde noch um eine Schattierung blasser, rutschte rasch von der Mauer und wartete, bis diese vorüber.

Noch ein Stück weiter gingen die Spaziergänger neugierig das Gehöft überblickend. Dann ging es um die Ecke, wo der Hühnerhof lag. Nun beschleunigten sie ihre Schritte, dort vorn staute sich der Menschenstrom. Unzählige Gesichter drückten sich an den Staketenzaun und blickten gespannt hinein. Sonst waren es nur die Kinder gewesen, die dort so leicht nicht wieder fortzubringen waren, aber heute blieben auch die Erwachsenen stehen, und eins machte das andere mit Grauen in den Zügen laut und leise aufmerksam, zeigten mit dem Finger hinein und wagten kaum zu flüstern.

„Herr Gott! die Zwillinge“, rief manche Mutter

erschrocken und faßte ängstlich die Hände ihrer Sprößlinge fester in die ihren, als wollte sie sie behüten vor drohender Gefahr, blieb aber trotzdem stehen und blickte und blickte, als wäre dort ein Weltwunder zu sehen, mindestens ein Raubtier- oder Geierpaar, und dabei waren es doch nur zwei kleine einjährige Kinder, die dort in der Sonne im Sande saßen und spielten. Der Knabe ein dunkler Krauskopf mit großen, schwarzen Augen, das Mädchen ein blondes, liebliches Kind mit prächtigen Blauaugen. Beide sahen durchaus nicht furchterweckend aus, im Gegenteil, harmlos lachten und krähten sie vor Vergnügen mit den Hühnern um die Wette.

Nicht weit von ihnen saß vor einem sauberen, frisch getünchten Hause ein altes Ehepaar, der Schäfer Ferse mit seiner Frau, die den Hühnerhof unter sich hatte. Selten sah man wohl ein schöneres altes Paar wie die beiden da drüben auf der Bank vor dem Häuschen. Er strickte fleißig an einem langen, groben Wollenstrumpf, sie las mit sanfter, zittriger Stimme ihm etwas aus der Bibel vor, die aufgeschlagen vor ihr auf dem Holztisch lag. Ein warmer Sonnenstrahl strich liebkosend um sein schlichtes, dichtes, schlohweißes Haar und das liebe alte Gesicht mit den klugen, ernsten Augen, das förmlich leuchtete

von Ehrlichkeit, Treuherzigkeit und redlicher Arbeit, und streifte dann hell die silberweißen Locken auf der Stirn der Lesenden, die sich widerspenstig aus dem blütenweißen Häubchen hervorstahlen; Liebe, Sanftmut und Demut lag auf ihrem ehrlichem Gesicht ausgeprägt. Als hätte sie gefühlt, daß die Vorübergehenden sie anstarrten, so hob sie jetzt das Haupt, wohlwollende, mitleidige Blicke begegneten den ihren, sichtlich peinlich berührt senkte sie rasch wieder verlegen den Kopf, und eine leise Röte stieg langsam in die blassen, welken Wangen, dann stand sie auf, trat an die Zwillinge heran, nahm sie auf den Arm und verschwand mit ihnen in der Hausthür.

„Arme Frau, so brav, so ehrlich, so ehrenwert und nun solch furchtbares Los,“ hörte man verschiedentlich flüstern, dann gingen die Spaziergänger weiter und verloren sich in dem nahen Walde.

„Aber nik pour fünf, aber nik pour vier, aber nik pour dreieinhalb — drei Silbergrosch' ist mein profit, da habe Sie die schöne Reib' halb vor umsonst, doch hab's ick kein Geld, hab's ick kein courage, immer avant, meine Herrschaften, die Reib' pour fromage, habe noch 2000 Stück!“ —

„So, klein Putz, hier auf die oberste Stufe von der Steintreppe, hier setz' Dich brav her und bleib so lange sitzen, bis Onkel Olim wiederkommt und Dich holt. Nero! kusch Dich! Du bleibst hier und bewachst sie, das Jahrmarktgedränge dort unten um den deutsch-französischen Reibenverkäufer herum ist mir zu groß, da könntest Du mir erdrückt werden, Liebling. Also adieu, komm, Näschen noch mal putzen, und nun ganz still gesessen, bis ich Dich hole, bring' Dir auch was Gutes mit, und fort ging der alte Herr, das kleine Mädchen im sichern Schutz des mächtigen Hundes auf der obersten Treppenstufe einer Anhöhe zurücklassend, die, — auf beiden Seiten mit dreißig steilansteigenden Stufen auf einer von einer Steinbalustrade eingefaßten, breiten Plattform endend, — zur alten Hofapotheke in Scholwin führte.

Das kleine Mädchen sah gar liebreizend aus mit einem weißen Mützchen auf dem braunen Gelock und dem kleinen, kecken Stumpfnäschen.

Das fand auch wohl ein ungefähr sechs bis acht Jahre alter Knabe, welcher am offenen Fenster der Hofapotheke stehend den kleinen Vorgang mit angehört, und der nun seitdem mit großen, ernsten, stillen Augen unverwandt das kleine Mädchen betrachtete. Sein liebes, kindliches Gesicht, das sonst gewöhnlich

einen rührend traurigen, nachdenkenden Ausdruck trug, sah jetzt höchst gespannt aus, als wollte er sagen: na, mich soll doch wundern, ob sie sitzen bleibt. Die Kleine lehnte das Köpfchen an die Steinbalustrade und blickte aufmerksam hinab in das Treiben der Jahrmarktbuden da unten.

Nach einer Weile kam ein Bauerbursch die Treppe von der andern Seite herauf gestiegen. Oben angekommen, legte er seine Hand dem ihm den Rücken zuwendenden Kinde aufs Köpfchen.

„Na, Mäuschen,“ redete er es an, „was machst Du denn hier?“ Zornig knurrte der Hund auf und wies die Zähne. „Na, na, nur nicht ungemütlich!“ rief der Mann erschrocken und verschwand schleunigst in der Thür der Apotheke.

„Nu, kleines Püppchen,“ redete jetzt schmeichelnd eine zahnlose Hökerin, die die Treppe hinaufgehumpelt kam, das Kind an, „gieb Patschchen“, und sie streckte der Kleinen ihre knöcherne Hand entgegen, flüchtete aber gleichfalls eilend in die schützende Apotheke, wie das mächtige Tier aufstand und ein kurzes Bellen ausstieß, dann trat letzteres dicht an das Kind heran, legte seinen gewaltigen Kopf auf die Kniee der Kleinen und blieb so dicht an sie geschmiegt stehen.

Der Knabe ergriff jetzt einen Kuchen, der neben

ihm auf dem Fensterbrett lag. „Da, Putz, willst Du den haben?“ flüsterte er schüchtern und streckte den Arm mit dem Kuchen aus dem Fenster.

Rasch fuhr der Kopf des Kindes herum und zwei tief dunkelblaue Augen sahen ihn erstaunt und furchtlos an.

„Fürchte Dich nicht vor den vielen Leuten,“ sprach der Kleine lauter, mutig gemacht, daß der Hund sich nicht rührte, „Dir darf niemand etwas thun, ich bewache Dich hier auch noch!“

„Du kannst gehen, Nero ist da, ich fürchte mich nicht, Dich brauch' ich nicht,“ rief sie ihm mit hellem Stimmchen zu und blickte zuversichtlich auf den treuen Beschützer zu ihren Füßen.

„Da — willst Du den Kuchen haben?“ frug ersterer noch einmal und reichte ihn ihr hin. Begehrlich blickte sie ihn an, schüttelte dann aber das Köpfchen.

„Soll ich raus kommen zu Dir?“

Wieder verneinte sie kopfschüttelnd.

Eine ganze Weile schwieg er, dann holte er ein großes Bilderbuch, schlug es auf und zeigte es ihr. „Willst Du das haben?“ frug er nun.

Doch wieder nur ein Kopfschütteln.

Da ging die Stubenthür hinter dem Kleinen auf,

und eine bildschöne, junge Frau trat neben den Knaben ans Fenster. „Welch süßes, kleines Mädelchen!“ rief sie, entzückt die Kleine betrachtend, „wer bist Du?“

„Sie soll da auf ihren Onkel warten,“ antwortete der Junge rasch für die kleine Schweigende.

„Dann lauf doch raus, Otto, und vertreib ihr die Zeit.“

„Nein, sie will nicht, sie kann mich nicht leiden,“ sagte der Knabe traurig.

„Komm mit mir!“ rasch öffnete sich die Apothekenthür und die schöne Frau stand selber vor dem Kinde.

Doch Frauenschönheit, die sonst sogar Löwen besänftigt, hier that sie nicht ihre Wirkung, der Hund knurrte auch diese an, und wie sie sich trotzdem zu dem kleinen Mädchen beugen wollte, sprang er plötzlich mit gesträubtem Haar so wütend auf und zeigte ihr so zornblickend die scharfen Zähne, daß ihr auch nichts weiter übrig blieb wie nur ein glimpflicher Rückzug.

In der Ladenthür stand ein hochblonder, wohlpomadisierter, nach Patschuli duftender, überschlanker Mann, Mitte der Dreißig und neben ihm die kurz gedrungene Gestalt eines Vierzigers. Beide hatten die Scene beobachtet. Sie waren offenbar die Provi-

foren, und beide in die schöne Apothekerswitwe bis über die Ohren verschossen, das sah man an ihren Blicken, mit denen sie sie betrachteten, das hörte man an ihrer Bereitwilligkeit, mit der sie beide jetzt sich überbietend diensteifrig und wortreich der Kleinen zuriefen: „Hier ein Stück Lederzucker —“ „oder Gerstenzucker“ —, „komm Johannisbrod, Süßholz —“ „Pfeffermünzplätzchen —“, „Lakritzen“!

Doch da die Kleine sich nicht rührte, wandte die Prinzipalin sich nun klagend an den Langaufgeschossenen mit dem dünnen, fadenscheinigen Backenbart: „Ach, Herr Lindenblatt, sehen Sie nur den bissigen Köter an, ich hätte mir so gern das süße Kind ein bißchen hereingeholt, können Sie den nicht zurückhalten?“

„Gewiß, gewiß, gewiß, wird gemacht, wird gemacht,“ dienerte der Angeredete dienstbeflissen. „Woll, woll, woll, woll,“ accompagnierte der Gedrungene, und beide stürzten sich auf die Kleine und wollten sie rasch emporheben und ins Haus tragen im Diensteifer sich überbietend.

Doch die Bestie verstand keinen Spaß, wütend sprang sie an dem Stämmigen empor, daß er sich überstürzend die Treppe hinabkollerte, und packte den Schlanken dann so energisch an der Rückseite, daß

letzterem nichts weiter übrig blieb wie mit Zurücklassung seines Hosenbodens das Hasenpanier zu ergreifen und so eine gar klägliche Rolle vor der Angebeteten seines Herzens zu spielen, worüber der Knabe ein gar herzliches Gelächter anstimmte, während die Kleine bedenklich das Mäulchen verzog.

Zum Glück kam jetzt der Onkel zurück, rief den Hund an sich, nahm das Kind an die Hand und verließ mit ihm den Ort.

Wie sie an ihm vorbeikamen, bog Otto sich weit aus dem Fenster, steckte, ehe die Kleine es sich noch versah, ihr seinen Kuchen in die Hand und duckte sich dann rasch zur Erde.

Glühend heiß brannte die Juninachmittagsonne. Otto stand am Fenster und blickte hinaus auf den menschenleeren Marktplatz. Hier im Erdgeschoß der alten Hofapotheke mit den mächtigen, dicken Steinmauern war es erquickend kühl, fast wie im Keller, aber er war so allein, so furchtbar allein. Seine schöne, abgöttisch von ihm geliebte Mutter war mit einer Gesellschaft von Damen und Herren ausgegangen und er war wie immer zu Hause geblieben. Er that es ja so gern, wenn sie es wünschte und es so für

gut fand. Ach, was hätte er nicht alles für sie gethan, aber es war ihr gewöhnlich gleichgültig, was er that, und er wäre doch so grenzenlos glücklich gewesen, wenn sie zufrieden mit seinem artig zu Hause Bleiben gewesen wäre, sie bemerkte es aber garnicht.

„Du, Otto, kommst Du mit? ich laufe in den Wald mir Maikäfer suchen. Da bleibe ich bis gegen Abend, und dann gehe ich meiner Mama entgegen, die mit Deiner spazieren gegangen ist. Komm doch mit!" rief bittend Doktors Fritz und schwenkte lustig seine große, grüne Botanisiertrommel.

Otto schüttelte den Kopf.

„Schlapphans!" rief der andere unwillig aus und rannte weiter.

Otto stand wieder allein. Ja, warum ging er denn nicht mit? Die Mama hatte es ihm ja nicht verboten, sie hatte gesagt: „So, nun amüsiere Dich so gut Du kannst, wie, ist mir gleichgültig." Ob die Mama sich wohl freute, wenn er ihr entgegenging? Er hatte es noch nie gethan, ob er es versuchte? Ja, das wollte er. Sein ganzes Gesicht strahlte auf vor freudiger Erwartung. Rasch nahm er seine Mütze und eilte dem Schulkameraden nach. Wollte dieser ihn aber necken oder fürchtete er, daß er sich rächen

würde, kurz, sobald jener ihn bemerkte, verdoppelte er seine Schritte und verschwand im nahen Walde.

Obgleich Otto die Umgegend gar nicht kannte, so wußte er doch ganz genau, daß die Mama nur diesen Weg vom Walde nach der Stadt zurückkommen konnte, gab es doch nur den einen. Er blieb also, wie er den Waldesrand erreicht, dort stehen, warf sich im kühlen Schatten ins hohe Gras und wollte geduldig warten, bis es Abend war und die Mama kam.

Die Zeit wurde ihm aber sehr lang, und so stand er denn endlich wieder auf, die Umgegend zu rekognoscieren. Schräg durch den Wald führte ein breiter grasbewachsener Weg, an dessen Ende schimmerte es hell und licht durch die Bäume, dorthin wollte er gehen. Gedacht, gethan.

Aus dem schattigen Walde heraustretend, lag vor ihm eine Wiese, ganz mit Himmelschlüsselchen und Veilchen wie überschüttet. Drüben auf einer kleinen Anhöhe saß ein alter Mann mit silberweißem Haar und strickte an einem langen, wollenen Strumpf; ihm zu Füßen lag ein Spitz im Grase und schlief; um ihn herum weidete eine große Herde Schafe. Otto setzte sich an den Wegrand und guckte dem Alten zu.

Nach einer ganzen Weile kam eine alte Frau des Weges daher, eine Kiepe auf dem Rücken, die

hatte ein so gutes Gesicht. Sie bog in einen Feldsteig ein und ging auf den Schäfer zu. Freudig sprang der Spitz auf, eilte ihr entgegen und hüpfte schwanzwedelnd an der Frau empor. Nun setzte sie die schwere Kiepe langsam zur Erde neben den alten Mann, hob zwei schlafende Kinder aus ihr heraus, legte sie behutsam ins hohe, weiche Gras, ihnen erst sorglich ein warmes Tuch unterbreitend, dann holte sie eine Kaffeekanne und Butterbrod hervor, setzte sich neben den Alten, und die beiden tranken gemütlich ihr Vesper; dann gab sie den erwachten Kleinen die Flasche, während der Spitz die Überreste des Kaffees verzehrte.

Noch eine ganze Weile sah der Knabe sich dies Schauspiel mit an, dann stand er auf und eilte wieder zurück auf den breiten Grassteig; aber soweit er auch ging, er kam nicht wieder an den Waldesrand. Er fing hastig an zu laufen — endlich, endlich sah er es hell durch die Bäume schimmern. Er trat heraus; doch es war nicht die bekannte Landstraße, an die er kam, nein, er stand in einem tiefen Graben — über ihm und vor ihm dehnte sich eine weite Fläche, bedeckt mit hohen, gelben Ginsterstauden aus, über denen die Bienen summten, und die Sonne zitternde Lichter warf. Erschrocken blieb er eine ganze Weile

stehen und besann sich, wohin er nun gehen sollte. Da sah er es plötzlich rot aufleuchten in dem gelben Ginster und wieder verschwinden, gleich wieder aufleuchten und wieder war es weg. Neugierig ging er näher. Jauchzend im flatternden roten Kattunkleidchen lief ein kleines Mädchen mit leichten Schritten von Staude zu Staude und jagte, wie er bald sah, zwei Schmetterlingen nach, die, sobald sie herankam, immer wieder auf und ein Ende weiter, zur nächsten Staude pflogen, jubelnd von der Kleinen verfolgt.

Jetzt wandte sie das mit einem weißen Helgoländerhut bedeckte Köpfchen, und Otto erkannte das kleine Mädchen vom Jahrmarkt her, die bei ihnen auf der Treppe gesessen. Nun sah er auch, wie Nero, der große Hund, mit ihr um die Wette den Schmetterlingen nachjagte. Eine ganze Weile sah er ihr zu, wie sie so fröhlich jauchzend dort umherflatterte. Nun ertönte ein scharfer Pfiff, der Hund stürzte fort dem Klange nach. Otto reckte sich, um zu sehen, zu wem er eilte, da kam die Kleine im rascheften Tempo herangelaufen, rutschte den Abhang hinab und wäre Otto zu Füßen gefallen, hätte er sie nicht rasch aufgehoben.

Verdutzt blickte die Kleine ihn an, machte sich aber gleich wieder von ihm los und wollte weiter laufen.

„Bleib," rief Otto so bittend, daß sie unwillkürlich stehen blieb und den rosigen Finger in das kleine, kirschrote Mäulchen schob.

„Fängst Du Schmetterlinge?" frug er.

Sie nickte.

„Weißt Du noch, wie Du bei uns auf der Treppe saßest?"

Wieder nickte sie.

„Kennst Du mich noch?"

Wieder ein Nicken.

„Ich habe Hunger, laß mich ein Stück abbeißen," bat er und zeigte auf das Butterbrod, welches sie in der Hand trug.

Sie kam langsam, zögernd näher und streckte es ihm hin, „da —," sagte sie und gab ihm die aufgeklappte Hälfte.

Dankbar aß er sie, denn er hatte tüchtigen Hunger bekommen, während sie ihm schweigend zuguckte. Dann pflückte er einen Grashalm und quietschte damit, sie lachte hell auf, lief aber gleich darauf wieder fort. Otto wandte sich nun rückwärts, um den Waldrand wieder zu finden, da hörte er fröhliche, lachende, schwatzende Stimmen näher kommen, und nun hörte er plötzlich aus der Ferne seine Mutter rufen: „Was blüht denn dort für eine kleine Mohnblume? Das

ist ja das süße Mädelchen von neulich", — er sah seine schöne Mutter am Horizont auftauchen, sie bückte sich, hob aus dem Ginster das Kind empor, herzte und küßte es, trotzdem dieses sich zappelnd dagegen sträubte und flink davonrannte, sowie es, losgelassen, den Erdboden erreicht.

Ein eigentümliches Gefühl der Sehnsucht stieg in dem Knaben empor. Ob die Mutter wohl auch so zärtlich zu ihm sein würde, wenn sie sah, daß er sie gesucht, ihr extra entgegen gelaufen war? Er konnte sich nie besinnen, daß sie ihn je geherzt oder geküßt hätte, und doch sehnte er sich unsäglich danach. Ob sie es jetzt that?

Rasch lief er ihr entgegen. Doch je näher er kam, je langsamer wurden seine Schritte, ihm wurde so beklommen ums Herz, so, als würde die Mutter sich doch nicht über ihn freuen. Er blieb stehen.

Jetzt kam sie angeschritten, sich eifrig mit einem vornehm aussehenden Mann unterhaltend, nun erblickte sie ihn. „Otto, Du? wo kommst Du her?" frug sie erstaunt.

„Ich wollte Dir entgegen gehen," antwortete der Kleine schüchtern.

„Närrchen, das hättest Du Dir sparen können," entgegnete sie gleichgültig, „nun hast Du Dich unnötig

müde gemacht," und sie setzte das unterbrochene Gespräch wieder fort, es dem Knaben überlassend, ob er ihr folgen wolle oder nicht.

Das Herz schnürte sich dem Kinde zusammen, wie es so hinter seiner schönen Mutter herging. „Sie mag mich nicht leiden," dachte er, „gerade so wie das kleine Mädchen mich auch nicht leiden mag."

Nun kamen sie an den Waldrand, den er vorhin so vergebens gesucht. Die alte Frau graste dort am Wegrain in ihre Schürze, die Kiepe stand auf der Erde halb mit Gras gefüllt, obendrauf saßen die beiden Kinder fröhlich lachend und quietschend.

„Arme, arme Kinder!" rief die schöne Apothekerswitwe mitleidig und strich mit den zarten Händen über die Köpfchen der Kleinen, „arme, unglückliche Großmutter," freundlich bot sie der Grasenden einen guten Abend.

„Guten Abend, Herr Doktor, wohin denn so eilig? —"

„Guten Abend — ah Herr Schuldirektor Wilde, jetzt erkenne ich Sie erst, Sie wissen, ich bin etwas kurzsichtig und habe nur das eine Auge, da läuft man oft an den Menschen vorbei, ohne sie zu sehen."

„Ach, das macht ja nichts, ich freue mich Sie zu treffen, Sie sind im Kasino ein recht seltener Gast geworden.“

„Seitdem ich auch noch Eisenbahnarzt bin, habe ich wenig freie Zeit, bin soeben mit der Draisine zurückgekommen — habe Eile, meine Frau wird warten. Auf Wiedersehen!“

„Wer war denn der große, schlanke, etwas vornübergebeugte Herr mit der schwarzen Binde über dem Auge, den Du soeben anredetest?“

„Das war Doktor Rogge, Armenarzt, Eisenbahnarzt und Bezirksarzt, ein selten guter, prächtiger Mensch, aber — aber — aber er hat sein starkes Päckchen zu tragen.“

„Ja, das glaube ich, es muß furchtbar sein, nur ein Auge zu besitzen, und dazu auch noch kurzsichtig.“

„Das ist aber das Schlimmste noch nicht, sein Hauskreuz — doch ein ander Mal das Nähere, ich muß jetzt zum Vortrag, meine Primaner warten. Auf Wiedersehen!“ —

„Wer reißt denn so spät noch an der Klingel? was soll denn das heißen? Nicht mal sein Abendbrot kann man in Frieden verzehren. Lieschen, Du bleibst sitzen und Arnold Du auch. Rike, reiche Herrn Doktor die Suppe und dann öffne, der Kranke kann

warten," entschied die scharfe Stimme der Frau Doktor, „Männe, jetzt bleibst Du sitzen, kaum bist Du zurückgekehrt — sollen wir noch länger warten?"

„Aber Malchen, wenn ein Schwerkranker meiner bedarf — die Pflicht geht doch vor," entgegnete begütigend mit sanfter, leiser Stimme der Angeredete.

„So — ich denke zuerst kommt doch wohl Deine Familie und dann erst die fremden, kranken Menschen. Deine erste Pflicht ist, Dich den Deinen zu widmen."

Achselzuckend ließ der Doktor geduldig diese Vorwürfe über sich ergehen und vertiefte sich in die Zeitung, während er anfing die Suppe zu essen.

„Mann, ich sage Dir, Du reizt mich auf das äußerste mit Deinem Schweigen, so sprich doch, ich ertrage es nicht länger, wenn Du nie — — —"

Leises Pochen unterbrach dies unerquickliche Gespräch, und gleich darauf steckte Rike den Kopf in die Thür. „Herr Doktor, ein Eisenbahner ist da, der läßt sich nicht abweisen, er bringt wat for Sie, er sagt, et wäre een Kolli und er hätte keene Zeit nich zu warten."

„Dann gieb ihm zwanzig Pfennig und laß das Paket in Herrn Doktors Stube schaffen," befahl die Gestrenge kurz.

„Herr Doktor, der Eisenbahner möcht' Sie gern

selbert sprechen," steckte Rike jetzt den Kopf wieder in die Thür.

„Er soll machen, daß er nach Hause kommt, sonst werde ich ihm Beine machen, morgen früh um acht Uhr hat mein Mann seine Sprechstunde, dann mag er sich herbemühen," entschied die zornige Stimme der Hausfrau endgültig. „Hat er das Kolli in des Herrn Zimmer gebracht?"

„Ja — aber der Herr wird sich wundern, und Beine machen brauchen Sie nicht, die sind schon da."

„Du hast hier gar keine Meinung abzugeben," zeterte die Doktorin wütend, „naseweise Person, mach', daß Du raus kommst!" und Rike schloß eilig die Thür zwischen sich und der zornigen Herrin.

„Aber Malchen, Malchen, so ärgere Dich doch nicht gleich so," begütigte der Doktor seine aufgeregte Ehehälfte, „die Rike meint es ja nicht schlimm, sie ist nur manchmal auch ein bißchen hitzig."

„Das soll doch nicht etwa heißen, daß ich heftig bin? Ich bin die ruhigste, sanfteste Person von der Welt, wenn ich nicht gereizt werde. Du bist den Tag über aus dem Hause, aber ich, ich trage die ganze Last der Wirtschaft allein auf meinen Schultern."

Seufzend vertiefte der geplagte Mann sich wieder in seine Zeitung und ließ schweigend die ganze Suade

seiner Frau über sich ergehen. Lieschen, das blonde, zehnjährige Töchterchen des Ehepaars, streichelte verstohlen zärtlich die Hand des geschmähten, sanften, liebevollen Vaters und blickte gar innig in das schmale, leidende Gesicht, das durch eine breite, schwarze Binde, die quer über das eine Auge hinlief, einen geradezu rührend hilflosen Ausdruck hatte, welchen die langgestreckte, etwas vorn übergebeugte Gestalt noch verstärkte, während Arnold, der sechzehnjährige Sohn, gar finster vor sich niederblickte.

Nachdem die Abendmahlzeit vorüber, zog der Doktor sich mit einer kleinen, grünen Schirmlampe in sein Studierzimmer zurück, während seine Frau sich in die Küche begab. Ersterer setzte sich an seinen Schreibtisch, prüfte die verschiedenen neu angekommenen, medizinischen Schriften und fing an, sie aufzuschneiden, da fiel ihm das vorhin gebrachte Kolli wieder ein. Suchend wandte er sich um und hob umherleuchtend die Lampe in die Höhe. — Fast hätte er sie vor Schreck fallen lassen, denn dort vor dem Bücherschrank stand ein kleiner Koffer und auf ihm saßen dicht aneinander geschmiegt zwei Kinder, ein etwa achtjähriger Knabe und ein ungefähr vierjähriges Mädchen. Groß, ängstlich und erstaunt waren die beiden Augenpaare auf ihn gerichtet.

„Was wollt Ihr hier und wo kommt Ihr her?" frug der Doktor verwundert.

„Wir wollen zu unsrer Onkel Rogge, wir kommen von St. Louis," antwortete der Knabe mit fremdländischem Accent, stand auf und holte einen Brief aus seiner Tasche, „hier in diese Schrift steht alles drin."

Erstaunt betrachtete der Arzt die Adresse, sie war an ihn gerichtet. Hastig erbrach er die Zeilen und überflog erwartungsvoll den Inhalt; sein mildes Gesicht wurde totenbleich, und das Blatt entfiel seinen zitternden Händen. „Arme, arme Schwester," stöhnte er auf das tiefste erschüttert, „Du sollst in der Todesstunde nicht umsonst an mein Herz appelliert haben, ich werde Deinen Kindern ein treuer Vater sein." Liebevoll wandte er sich zu den Kleinen; beide trugen eine große, weiße Papptafel auf der Brust mit der Adresse des Doktors. Die deutsche Gesellschaft in Amerika hatte die Kinder so herüber transportiert.

Das war also das angekündigte Kolli.

„Gute Nacht, Papachen," rief jetzt ein leises Stimmchen von der Thür her, und Lieschen steckte den Kopf ins Zimmer. Erstaunt trat sie näher und betrachtete verwundert die Kinder.

„Sieh, mein Töchterchen," sagte der Vater mit

bewegter Stimme, „dies sind Deine kleinen Verwandten aus Amerika, sie werden jetzt immer bei uns bleiben, habe sie recht lieb, sie haben keine Eltern mehr.“

Mitleidig kniete Lieschen neben der kleinen Cousine nieder und umschlang sie zärtlich mit beiden Armen. „Ist die herzig, Papa,“ rief sie bewundernd aus, „ein richtiger, kleiner Engel. Wie heißt Du denn?“

„Sie heißt Marga, ich Hans,“ antwortete der Knabe für die Schwester, „sie spricht nur wenig deutsch und ist noch serr dumm,“ er zog der Kleinen den Mantel aus und nahm ihr die Kapuze vom Kopf. Langes, goldnes Lockenhaar quoll darunter hervor.

„Was soll denn dies heißen?“ erscholl jetzt zürnend die Stimme der Hausfrau hinter ihnen.

„Ach, Mamachen, sieh nur, wie goldig das Cousinchen ist,“ rief das Doktortöchterchen entzückt, „bitte, bitte, darf sie nicht bei mir schlafen? Die bleibt jetzt immer bei uns, mein süßes, kleines Schwesterchen.“

Gerührt blickte der Arzt auf sein liebevolles Kind.

„Nun, Mann, willst Du mir jetzt nicht gefälligst erklären, was dies alles heißen soll?“ frug die Gestrenge und blickte erstaunt auf das wirklich liebreizende, kleine Mädchen, die ihre großen, unschuldigen

Kinderaugen so ängstlich auf sie richtete und sich hilfesuchend an den Bruder drängte.

„Zuerst gieb den Kindern etwas zu essen, dann schicke sie zu Bett, das Nähere erfährst Du später,“ entgegnete der Doktor sehr ernst und so bestimmt, daß die Frau unwillkürlich sich seinen Anordnungen fügte, wenn auch mit sehr unheilverkündendem Gesicht.

„Guten Morgen, Frau Bürgermeister, ach nur auf einen kurzen Augenblick. Ich will Sie garnicht lange aufhalten. Fürs erste, wie geht es Ihnen denn? was machen die lieben Kinder?“

„Na, ich danke, so geht es ja so ziemlich, und Ihnen, liebe Frau Oberpfarrer?“

„So, so, la, la. Ach, man hat so seine lieben Sorgen, na, das schadet ja auch nichts weiter. Mein lieber Mann hat auf meine Bitte die Landpfarre aufgegeben und sich hier um diese Stelle bemüht, und er hat sie ja auch gekriegt, damit ich mich hier ausruhen soll. Na, ich danke, das nennt er ausruhen, Du lieber Gott, was hat man nicht alles für Sorgen!“

„Ich dachte, Sie führten ein recht beschauliches Dasein, Sie haben doch nur die eine Tochter.“

„Ja, ja freilich habe ich nur die eine, die Grete, aber was das heutzutage Mühe macht, die eine zu

verheiraten, das glauben Sie nicht; ich habe meine liebe Not und danke meinem Schöpfer, daß ich nicht sechse habe wie Sie, liebe Frau Bürgermeister. Na, sie werden ja auch wohl alle groß werden, und ich will Ihnen dann auch behilflich sein, wo ich kann, ja, das thue ich, man muß seinen lieben Nächsten doch helfen und beistehen in allen Nöten, Leibes und der Seele. Heute nun sollen Sie mir helfen. Erziehen Sie Ihre Töchter nur recht wirtschaftlich. Mein lieber Mann zum Beispiel ißt keinen Braten, wenn ich ihn nicht selber gemacht habe, immer nehme ich dazu aber auch ein halbes Liter saure Sahne, ja — so viel brauche ich, und Sie? Ja — richtig, was ich sagen wollte, Ihr lieber Mann schiebt mit Doktor Kern immer Kegel, und da könnte er diesem doch einmal die Augen öffnen."

„Ach, ich verstehe, liebe Frau Oberpfarrer, das thut mir leid, aber in Heiratssachen mengt sich mein Mann durchaus nicht, und es sind zu viele, die den Doktor haben wollen."

„Nein, meine liebe Frau Bürgermeister, Sie mißverstehen mich, die Sache habe ich längst ad acta gelegt, nachdem ich selber mit dem Herrn Doktor über Gretes Neigung zu ihm gesprochen habe —"

„Das haben Sie gethan?"

„Ja, meine liebe Frau Bürgermeister, was thut man nicht alles für seine Kinder. Ich dachte, ehe ich alles Pulver unnütz verschieße, frage ich lieber gleich selber an, ja — tapfer muß man sein als Mutter. Ich hatte ihn schon oft zum Abendbrod und zu Mittag eingeladen — hatte einen delikaten Braten nach dem andern gebracht, den Doktor rührte es nicht. Die Grete härmte sich ab und wurde schon ganz mager, nein, sagte ich zu meinem lieben Mann, das geht nicht länger so, ich mache jetzt tabula rasa. Also ich gehe zu ihm in die Sprechstunde — ein Arzt muß auch Seelenarzt sein — und bitte ihn da nun um ein Heilmittel für die Grete, Sie verstehen mich wohl, liebe Frau Bürgermeister? Er verschrieb mir eins aus der — ‚Apotheke' — na — da wußte ich genug."

„Richtig, da sind ja die beiden Provisoren."

„Na — die muß man sich ranziehen, dachte ich. Ich ging denn nun gleich zu Hause und frug meine Grete. Die gestand mir denn auch schüchtern und verschämt, wie sie immer ist, daß sie den Herrn Lindenblatt vorzöge. Sie ist klein, hübsch rund wie ich und dunkel, er groß, schlank und blond, daß mir das nicht schon längst eingefallen war, daß mich da der Doktor erst drauf stoßen mußte, die sind ja wie füreinander geschaffen, die sind ja gerade so ein

schönes Paar wie mein lieber Mann und ich, dachte ich. Der andere, Herr Kron ist auch so kurz und rund wie mein Kind, da würde es auch mit dem noch mehr Anspielungen geben. Nun, ich denke, die passen ganz gut zusammen."

„Was soll denn nun mein Mann beim Doktor?"

„Ja, sehen Sie, da ist die Range, der Sohn von seinem verstorbenen Bruder, der Fritz, an dem hat der Doktor ja nun seinen Narren gefressen, ein heilloser Schlingel! Selbst an das Heiligste wagt er sich mit seinem Schandmaul, in der Schule soll er meinen lieben Mann den Bindfaden, mich den Knoten davor, die Grete den Mops daran genannt haben. Denken Sie — meinen lieben Mann — tituliert er den Bindfadenpastor — das ist doch stark. Damit hat es aber noch kein Ende. Da lade ich neulich die ganze Apothekerei mit Herrn Lindenblatt ein, mit uns eine Landpartie zu machen. Wir forderten noch Frau Doktor Rogge, die verwitwete Frau Doktor Kern, Fritz, die Kinder und mehrere andere dazu auf. Es war erst ganz prächtiges Wetter, und wir gingen auch sehr vergnügt in den Wald hinein, und ich sage zum Doktor Kern, der mit dem Fritz zusammen vorausging: „Lassen Sie die beiden, meine Grete und Herrn Lindenblatt, meine ich, man ein bißchen allein."

Na, das ging ja auch erst ganz gut. Da aber überraschte uns ein schweres Gewitter, und wir hatten nur unsere Sonnenschirme. Himmel! denke ich, auf dem Waldboden, die Grete hat nur die dünnen Zeugstiefeln an und das leichte Musselinkleid, und die Gesundheit muß ich ihr doch erhalten, das kann Herr Lindenblatt von seiner Frau verlangen. Na, wie der Platzregen anfängt, da fang' ich denn nun an zu laufen, sehe ein Haus, stürze mich hinein und alle hinterher. Herr Gott noch einmal! aber der Schreck! ich war da in Amtmann Wredes Hühnerstall reingeraten, und das Viehzeug flog nun gackernd auf und uns um die Köpfe, und die jungen Mädchen kreischten und quietschten, und die Herren wehrten sich tapfer gegen die wildgewordenen Hähne. Na, ich sage Ihnen, es war ein Höllenspektakel, und dabei ein Geruch! puh! — Da kam die alte Schäfer Fersen an und bat uns, in ihrem bescheidenen Häuschen Rast zu nehmen. Das Hühnervolk brachte sie freilich gleich zur Ruhe, aber wir konnten doch nicht mitgehen; gegen die alten Leute habe ich nichts einzuwenden, alles was recht ist, sie gehen allsonntäglich in die Kirche und sind brav, treu und ehrlich, aber die Zwillinge — die Zwillinge sind da, und ich kann mein reines, unschuldiges Lämmchen doch nicht unter diese Raubtierbrut bringen.

Ratlos blickte ich mich um, da kam Amtmanns Ernst als rettender Engel statt mit Flügeln mit zwei Regenschirmen in der Hand und bat, ob wir nicht zu Amtmanns in die Küche kommen wollten. Na, das war nun ein Gedanke; wir also alle rasch rüber in die Küche, in die Stube konnten wir nicht, weil des Buckligen Onkel da war, der ihm alles verwaltet, und da der Junge krank zu Bette lag, und man noch nicht wußte, was ihm fehlt, blieben wir draußen. Herr Gott! sage ich, das wird doch nicht Diphtheritis werden. „Na," sagt Herr Lindenblatt tröstend, „wir haben ja das Heilserum." „Ja, wenn es uns aber so ergeht, wie Doktor Langerhansens Jungen?" Ach, der ist ja nur vor Angst und Schreck gestorben," beruhigte Frau Apotheker. Na, wir waren froh, daß wir in der großen, geräumigen Küche Platz fanden. Die Herren machten denn nun Feuer an, da die Magd zu thun hatte eine Leine zu ziehen, worauf wir unsre nassen Röcke hängen konnten. Herr Lindenblatt legt trockenes Holz auf und bläst mächtig mit vollen Backen in die Glut, und meine Grete hilft ihm dabei, bis es lichterloh brennt, und wärmt sich dann an seinem Feuer ein bißchen auf. Lacht der Fritz, der heillose Schlingel, mit einem Mal hell auf und fängt dann mit Amtmanns Ernst an zu singen:

„Mops und Spinneken, Mops und Spinneken
Gingen in den Wald,
Da wurden dem Mops, da wurden dem Mops
Die Beinchen kalt.
Da macht das Spinneken, macht das Spinneken
Feuer an,
Daß sich der Mops, daß sich der Mops
Dran wärmen kann!“

Sie können sich denken, daß alle sich bewußte Blicke zuwarfen, denn der Junge meinte die beiden am Feuer. Ich wurde nun zwar zornesrot wie auch meine Grete, sagte aber weiter nichts, wandte ihm den Rücken und strafte den Jungen dafür den ganzen Nachmittag mit Verachtung. Frau Amtmann kochte uns dann noch einen schönen Kaffee, und ich machte meinem lieben Mann einen warmen Stein, denn er hatte sich gleich auf mein Zureden Schuh und Strümpfe ausgezogen und ging barfuß nun mit den bloßen Füßen auf den kalten Steinen. Herr Lindenblatt und Herr Kron hatten auch jeder einen Ziegel warm gemacht und versuchten beide ihn ihrer Prinzipalin aufzureden. Fritzchen brachte ihr auch einen, und denken Sie, sie nahm den von dem Bengel. Meine Tochter nahm sich die von den Provisoren, und das that ihr denn auch ein Weilchen sehr gut.

„Für die kleinen Füße ist einer groß genug, für

die großen müssen schon zwei sein," flüsterte Fritz halblaut mit einem Mal Ernst zu und schob scheinheilig die beiden Steine meiner Tochter noch näher. Das ärgerte die aber so, daß sie sie ganz wegschob und nun garnicht mehr wollte. Wir unterhielten uns noch sehr gut. Fritz und Ernst liefen hinaus. Wie meine Tochter abends zu Bett gehen will, findet sie dieses Gedicht, lesen Sie — dieses Gedicht in ihrem Sonnenschirm angesteckt:

„In einem kleinen Städtchen,
— Der Nam' wird nicht genannt, —
Da gab's viel hübsche Mädchen,
Die all' mir unbekannt,
Nur eine Witwe kenn' ich fein,
Die sitzt auf einem Wärmestein.

Und in dem Hause wo sie war,
Da war auch noch ein Blatt,
Bei welchem schon so manches Jahr
Die Blüt' gefehlet hat.
Sein ganzes Herz gehört allein
Dem Frauchen auf dem Wärmestein.

Auch war dort noch ein Krönelein,
Das liebt die Sprachen schwer',
Doch an dem allerschönsten Stein,
Da fehlt's ihm noch gar sehr.
Bei wem mocht' wohl sein Herze sein?
Bei der dort auf dem Wärmestein?

Das schmucke Blatt, das legte
Sein Herz zu Füßen ihr.
‚O, sei Du meine Blüte,
Ewig vergelt' ich's Dir.‘
Doch sie sprach traurig lächelnd ‚Nein‘,
Und saß still auf dem Wärmestein.

Das Krönlein sprach mit Beben:
‚Verstoß mich nicht, ach nein,
Du bist in meiner Krone
Der allerschönste Stein.‘
Doch sie sprach auch zu diesem ‚Nein‘,
Und sagt sich auf dem Wärmestein:

‚Wenn ich das Krönlein nehme,
Dann welket mir das Blatt,
Drum ist es wohl das beste,
Wenn keiner mich nun hat,
Da bleib' ich lieber ganz allein
Und sitz' still auf dem Wärmestein‘."

„Ist das nicht stark? Nun wollte ich Sie bitten, Ihr lieber Mann möchte Doktor Kern beim Kegeln doch sagen, was für eine Range der Sohn seines verstorbenen Bruders ist, und er soll ihn doch furchtbar durchprügeln und ihm dies verbieten, er verscheucht mir sonst die Arznei, die er selber mir für die Grete verordnet hat. Nun muß ich aber gehen —, verzeihen Sie, daß ich Sie so lange aufgehalten habe. Besuchen Sie mich doch auch einmal. —

Wissen Sie, die Frau Apothekerin ist eine sehr schöne Frau und dem Doktor Kern, dem sieht man es ja an den Augen an, was bei ihm die Stunde geschlagen. Sie ist ja auch erst sechsundzwanzig, sie war sechzehn Jahr alt, wie ihr Mann sie sich in seine Apotheke holte, er soll sie ja auch rasend geliebt haben. Aber mit dem Kinde — was ist das mit dem Kinde?"

„Das ist ein lieber, prächtiger Junge —"

„Man weiß nicht, was man dazu sagen soll —"

„In der Schule ist er immer der Erste, immer der Artigste und Fleißigste —"

„Und doch — sonderbar — sie ist sonst solche liebe Frau. Doch nun muß ich wirklich fort, mein Braten brennt an. —

Hm, was ich noch sagen wollte — ach so, die Doktorin Rogge — na, das ist ja wahr, eine böse, böse Sieben ist sie und macht ihrem Mann das Leben zur Hölle, aber daß sie, die alle Woche für zwei Stadtarme kocht und sonst fromm und christlich ist, alle Missionsvereine besucht und für die armen Heidenkinder fleißig Hemden näht, die Verwandtschaft ins Haus bekommen hat, ist auch eine Zumutung, eine starke Zumutung, ich hätte auch dafür gedankt! Na, was soll sie aber machen? hier ist ihr Mann gerade wie hirnverbrannt und ein versessener Dickkopf, die

Kinder bleiben im Hause. Und was das schlimmste ist, er schweigt sich gänzlich aus über alles, was die beiden betrifft. Es umgiebt sie ein gewisses Dunkel, ein geheimnisvolles Etwas, er, der sonst so Nachgiebige, in der Hinsicht ist er ein Dickkopf. Nur den Namen Hans und Marga Blew aus St. Louis, das ist das einzige, was man von ihnen weiß. Woran die Eltern starben, ob sie reich oder arm sind, nichts weiß man. Sie, die Doktorin sagte mir, sie entsänne sich genau, der Mann ihrer Schwägerin hätte zwei Namen geführt, sie kann aber auf den anderen nicht kommen, hat schon in den Papieren ihres Mannes heimlich nachgesucht, findet aber nichts. Die Kinder heißen kurzweg Blew oder Bleffs, wie Rogges Rike sie immer nennt. Na, bleffen thun sie nicht, sie wagen sich ja kaum zu mucksen. Die Kinder können ja auch nichts dafür, wenn die Eltern vielleicht — aber man möchte es doch gerne wissen."

„Ich war mit Doktor Rogges Schwester eng befreundet als Mädchen, sie war durch und durch ein Diamant, nichts Unreines, nichts Unwahres an ihr."

„Ja, das sagen alle, aber — aber — aber der Vater — na, wir wollen es mit dem Mantel der christlichen Liebe zudecken. Aber hart ist es doch für die Doktorin, daß sie nicht wissen soll, was ihre Ver-

wandten für Herkommen haben. Ihr Herr Gemahl weiß doch wohl Näheres aus den Papieren?"

„Darüber spricht mein Mann nicht mit mir, ich möchte es auch garnicht wissen. Meine Freundin Rogge war sehr glücklich in ihrer Ehe, er war durch und durch ein Ehrenmann, und die Kinder gehen mit meinen Kindern um, sie sind durch und durch wahr, rein und gediegen, streng reelle Charaktere. Wer weiß, was für einen triftigen Grund der Doktor hat, seiner Frau nichts zu sagen, sie war nie die Freundin seiner Schwester."

„Ja, da haben Sie schon recht, aber etwas muß doch an der Sache sein, das lasse ich mir nicht ausreden. Hart ist es doch für die Doktorin, sehr hart. Doch — nun muß ich eilen. Ich merke, Sie hören das nicht gern, wenn ich über die Kinder rede, Sie setzen wieder Ihre zurückweisende Miene auf. Sprechen wir von etwas anderem, von etwas ganz Harmlosem, Neutralem, glauben Sie, daß der Doktor Kern sich die Apothekerin nimmt? Na — mir kann es recht sein, desto fester hängt sich Lindenblatt dann an meine Grete. —

Was sagen Sie zum alten Bismarck? Mein Mann und ich, wir lieben ihn über alles. Sie, die Frau Apothekerin, Herr Doktor Kern, Doktor Rogge und

Ihr lieber Mann lieben den Kaiser mehr und am meisten."

„Das thun wir auch, er ist unser angeborener lieber Kaiser und Herr. Bismarck sind wir zu viel Dank verpflichtet, aber er hat auch viel geirrt, die standesamtliche Trauung und die Gewerbefreiheit hat er eingesetzt, und ich habe noch keinen Nutzen davon gesehen. Die Unsittlichkeit ist viel größer geworden, und den Handwerkern hat letztere nur Schaden gebracht. Der Kaiser ist ein starker, treuer Mann und wie ein guter Familienvater sorgt er für uns."

„Na, da kommen Sie wieder auf ihr beliebtes Thema. Adieu, liebe Frau Bürgermeister, wir beide haben ja große Eile, besonders ich."

Draußen raste und tobte der Sturm, — krachend flogen die Fensterläden zu; da öffnete sich langsam und schwer die alte Hausthür der Hofapotheke und heraus schlüpfte Otto.

Ihm war so angst, so himmelangst ums Herz, er wußte selber nicht warum. Seine schöne Mutter hatte sich verlobt, verlobt mit dem Herrn Doktor. Der war zwar immer sehr gut zu ihm, und er mochte ihn auch sehr gern, er wußte selber nicht, warum ihn dabei ein so seltsames Angstgefühl beschlich.

Vorhin, in der Dämmerstunde, hatten sie sich beide verlobt. „Komm mit mir, ich führe Dich zu meiner Schwägerin, mit ihr zusammen fahren wir dann sofort auf zwei Tage zu meiner Mutter auf ihr Gut. Ach, wie bin ich so rasend, so himmelstürmend froh! O, wie herrlich wird es werden, wenn ich Dich für immer als mein süßes, geliebtestes Weib in mein schönes Haus am Markt führen kann," hatte der Doktor glückselig gejubelt.

„Und ich bin so froh, wenn ich aus diesem unheimlichen Hause herauskomme," ihm die Mutter darauf geantwortet, „wo mich alles an ihn, an das Grausige erinnert."

Rasch hatte sie dann geschwiegen, als sie seine, ihres Sohnes gespannt und angstvoll auf sie gerichteten Blicke bemerkte.

„Ach Du, Otto, bist hier, geh in Dein Zimmer oder beschäftige Dich sonst wie, Kinder haben nicht immer bei den Großen herumzustehen," hatte sie ihm zugerufen. Glühend rot vor heißer Scham hatte er sich entfernt.

Er war jetzt nicht mehr so klein, er war schon zwölf Jahr alt, er verstand schon, was sie meinten. Da — jetzt hörte er ihr fröhliches Lachen aus dem Wohnzimmer herüberklingen —, seine tiefe Stimme.

— Sie kamen heraus. Dann vor seiner Stubenthür flüsterten sie zärtliche Worte und jetzt — jetzt ging die Hausthür, sie fiel zu, es wurde still, und nun — nun waren sie fort und kamen vielleicht nie wieder. Ihm wurde so himmelangst und bange, es war ihm, als müßte ihm das Herz zerspringen; rasch ergriff er seine Mütze. Fort, fort, das konnte er nicht ertragen, es war ihm zu Mute, als solle er ersticken. Eilig lief er die Straße hinab immer weiter, immer weiter, fort nur fort, in den Wald hinein, immer vorwärts, immer vorwärts, rastlos, ziellos, ohne zu denken.

Ganz außer Atem von dem raschen, rasenden Lauf, um vor seiner Angst zu entfliehen, hielt er endlich inne, nachdem er aus dem Walde hervorgestürzt, und warf sich jenseits desselben an dem Wegrain nieder.

Dort lag er lange, lange und ließ den Sturm um sich herum rasen und toben. Was sollte er thun, was sollte er thun? — Dann — nach einer Weile sprang er wieder auf voll Todesangst und besann sich. — — Es blieb ihm nichts weiter übrig, er mußte doch wohl wieder heimwärts.

Er blickte sich um, sich zu orientieren, wo er war. Der Mond, der jetzt hell durch die Wolken brach, erleichterte ihm das.

Da hörte er plötzlich eine süße, weiche Stimme durch das Brausen des Sturmes singen. Erstaunt horchte er auf; dann blickte er sich um. Niemand zu sehen weit und breit, — vor ihm öde Heide, — über die der Sturm jagte und fegte, — begrenzt von einem Gebüsch, das sich bog unter seiner Macht, welches seine gepeitschten Baumkronen schweigend und klaglos in den dunklen Nachthimmel streckte, als suchten sie dort Hilfe.

Ohne zu wissen, was er that, durchschritt Otto mechanisch das braune Heidegestrüpp und teilte das dichte Gebüsch, welches ihn, wie er wähnte, nur von der Sängerin trennte. Doch er irrte sich, dieses teilte nicht die Heide, nein, es faßte nur einen kleinen, dunklen Teich ein. Jenseits dieses Teiches breitete sich ein langgestrecktes, weites Moor aus, bewachsen mit dichten Schilfbüschein und blassen Blumen, und dort oben auf einem Hügel weißlich leuchtend im hellen Mondschein erhob sich eine junge Silberpappel, er sah es ganz deutlich. An deren Stamm geschmiegt, das Köpfchen an ihn gelehnt, stand eine schlanke, geschmeidige Kindergestalt. Der Sturm peitschte in ihrem braunen Lockenhaar, die Röckchen flatterten um den zarten Körper. Die Pappel schwankte im Sturm hin und her, das junge Kind störte es nicht, fest hielt

sie den schlanken Stamm umschlungen und ließ den Sturm an sich herum toben und zausen, dabei sang sie jauchzend hinaus in das Wetterbrausen:

„Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze!
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich!
Vater, Du führe mich!“

Erstaunt betrachtete der Knabe das Mädchen — plötzlich war es ihm, als hätte er sie vor langer Zeit schon einmal gesehen. — Er besann sich. — Ja — wie war ihm denn? Das — war das dort nicht das Kind, welches er vor Jahren — doch nein, Unsinn! und doch —. Unwillkürlich dachte er an das kleine Mädchen, an die Mohnblume, er hatte sie nie wieder gefunden, so oft er sie suchte. Sie war damals auch wohl nur zufällig zum Besuch in der Gegend gewesen.

Der Vollmond kam ab und zu durch die Wolken hervor und beleuchtete das öde Moor. Jetzt umfloß er wieder voll die junge Gestalt dort oben auf dem Hügel, und nun beleuchtete er hell das feine Profil ihres Köpfchens.

Doch — die Ähnlichkeit war groß, das war dasselbe süße, feine Profil, das kecke Stumpfnäschen, das kleine Mäulchen, das er einst gesehen.

Doch, was ging das ihn an, ob sie es war oder nicht? Das war ihm ja ganz gleichgültig in seinem Schmerz, ganz gleichgültig. Weiter mußte er, weiter — vorwärts? — heimwärts? — wohin, ihm war es gleichgültig und das Mädchen dort auch, nur fort, seiner Angst entfliehen.

Ohne selbst zu wissen, was er that, umging er den Teich mit raschen Schritten, passierte eine kleine Brücke und stand nun wieder still.

Er wußte selbst nicht, was er wollte. Er kam sich so verlassen, so einsam, so grenzenlos elend vor, er sollte zurück, zurück und dann ganz allein in dem großen, finstern Hause wohnen, ganz allein, seine Mutter hatte dasselbe ja schon mit dem fremden Mann verlassen, war weit fort, wenn er heimkehrte.

Glückstrahlend war diese darüber gewesen, und ihm — und ihm brach fast das Herz dabei — allein in dem großen Hause — allein —, und es war dort so finster und kalt ohne sie, die er so qualvoll, so heiß liebte, und die ihn doch nicht leiden mochte, die so glücklich und froh war ohne ihn und so zärtlich selbst zu dem fremden Mann, nur zu ihm nicht.

Was sollte er nur thun? zurück? Oh, es war so einsam und öde in dem finstern Hause, seitdem die Mutter fort war, die Mutter fort —!

Die ganze, erdrückende Angst von vorhin, die ihn hinausgetrieben in den tosenden Sturm, ergriff ihn wieder von neuem, laut aufschluchzend warf er sich in das hohe Gras, steckte den Kopf tief hinein und weinte, weinte, schluchzte zum herzbrechen.

In seinem wilden Schmerz hatte er ganz vergessen, wo er sich befand.

Plötzlich fuhr er erschrocken empor, eine weiche Hand hatte ihn berührt, die Kleine vom Hügel stand vor ihm.

„Warum weinst Du?“ frug sie mitleidig.

„Ach, garnicht!“ rief er in heißer Scham, er wollte es sich nicht merken lassen, daß er geweint. „Ich weine doch nicht!“ wehrte er unwillig ab.

„Doch,“ beharrte die Kleine, „hast Du Hunger?“

„Ach, garnichts ist mir, garnichts fehlt mir,“ erwiderte er unwirsch und abweisend, „geh fort, ich will allein sein,“ und er warf sich wieder auf den Boden, wartend, daß sie sich entfernen sollte.

Eine ganze Weile blieb sie noch stehen.

„Dummer Junge, ich mag Dich nicht leiden!“ rief sie dann heftig und lief fort von ihm.

Endlich war er allein! Er blieb still liegen. „Das weiß ich, daß Du mich nicht magst,“ dachte er,

„mich mag keiner,“ und wieder stürzten ihm die Thränen hervor.

Klatsch! klatsch! fiel es ihm naß auf den Kopf, er richtete sich auf.

Der Mond hatte sich verhüllt, finstre Wolken jagten daher, und dicke Regentropfen schlugen ihm ins Gesicht.

Nun war es aber doch Zeit, er mußte zurück in das leere, öde Haus, zurück in die Einsamkeit. Er seufzte bang auf, langsam erhob er sich und ging wieder zurück über die Brücke.

Wie die wilde Jagd brauste der Sturm daher; die Silberpappel auf dem Hügel stand jetzt allein und verlassen dort, die Kleine war fort. Der Wind peitschte in ihren Zweigen und bog sie tief zur Erde herab, die Schilfbüschel wurden hin und her gezaust und rauschten knisternd auf.

Otto schritt rasch und eilig vorwärts. Doch nach einer Viertelstunde Weges bemerkte er, sich in der jetzt eingetretenen, tiefen Dunkelheit kaum zu orientieren vermögend, daß er wieder an dem Teich angekommen war, nur von der anderen Seite, er mußte in der Runde gegangen sein.

Überlegend blieb er stehen. Wie war er doch noch gekommen?

Der Regen fiel jetzt dichter, und die Dunkelheit war schwärzer. Mehr seitwärts mußte er wohl gehen. Doch nach wenigen Schritten fühlte er den Boden unter sich weichen, er mußte vom rechten Wege abgekommen, er mußte in das Moor geraten sein.

Ratlos blickte er sich um. Überall, wohin er trat, sumpfiger Schlamm. Er tappte hin und her. Endlich — endlich fühlte er festen Boden unter den Füßen, hastig eilte er vorwärts.

Sein an die Finsternis gewöhntes Auge erkannte da vor ihm dunkles, dichtes Gebüsch. Richtig, das war ja der Wald, nun wußte er, wie es weiter ging.

Eilig schritt er vorwärts und trat in denselben ein. Doch kaum war er einige Schritte hineingegangen, blieb er wieder verwundert stehen; vor ihm lag ein Häuschen und aus dessen Fenstern schimmerte ihm ein freundliches Licht entgegen.

Neugierig blickte er durch die Scheiben, und was er da sah, fesselte ihn so, daß er näher und näher trat und — mit dem Gesicht dicht an die Scheiben gedrückt — nicht merkte, daß der Regen jetzt in Strömen herniedergoß.

Inmitten eines wohnlich eingerichteten Gemaches saß eine junge, blonde, bildschöne Frau und strich zärtlich mit den feinen, weißen Händen über die

braunen Locken eines neben ihr knieenden Kindes, des Kindes, welches er vorhin gesehen. Am Tisch saß ein stämmiger, alter Mann mit schlohweißem Haar, der ihm auch sehr bekannt vorkam, und mühte sich, einen jungen Hund auf den Hinterfüßen sitzen zu lehren. Vergebens, der kleine, dicke, ungeschickte Kerl fiel immer wieder um, was dem Munde des Kindes immer von neuem ein helles, herzliches Gelächter entlockte, welches allemal auf den ernsten Zügen der bleichen Frau einen leisen Wiederschein hervorrief.

Onkel Olim, klein Putz! fuhr es ihm durch den Sinn. Das waren doch die Bekannten von damals her, am Lachen hatte er die Kleine erkannt. Das war dasselbe rote Mäulchen, das derselbe allerliebste Zug von vornehmer, abweisender Würde, der manchmal den Mund und das runde, weiche Kinn umgab und der sich ihm so genau eingeprägt.

Doch wie kamen die hierher? Er guckte und guckte und vergaß dabei sein eigenes Leid, und wo er sich befand.

Plötzlich schlug dumpf knurrend der Hund an, der alte Herr blickte auf und gerade in das dicht an die Scheiben gedrückte Antlitz des Knaben.

„Nanu! wer ist denn da draußen?“ frug er erstaunt und öffnete bedächtig das Fenster.

Otto erschrak heftig und überlegte schon, sollte er fortlaufen oder? — Doch nein, es war wohl das Richtigere, er überwand seine Verlegenheit, blieb und erkundigte sich, wie er am besten nach Hause käme.

„Was willst Du hier?“ frug der Alte durch das geöffnete Fenster.

„Ich wollte fragen, wie ich am schnellsten nach Hause komme?“

„Ja, wie denn nach Hause komme, wo wohnst Du denn?“

„Hole doch den Knaben herein, Onkel Olim,“ rief jetzt die weiche, sanfte Stimme der Dame, „es regnet ja in Strömen. — Himmel! Du bist ja ganz und gar patschenaß, wo kommst Du denn her?“ frug sie weiter, nachdem der alte Herr ihn auf den Hausflur geholt, und zog ihn zu sich hinein ins warme, behagliche Zimmer.

„Aus dem Walde.“

„Was wolltest Du da?“

Otto wußte nicht, wie ihm geschah, dieser weichen, sanften Stimme gegenüber ging ihm plötzlich das Herz auf, und er stieß abgebrochen hervor, ohne anzuhalten, mit vor Schmerz zuckenden Lippen: „Ich war so allein zu Hause, die Mutter ist fort — mit dem fremden Mann — und kommt nie wieder. Ihr

ist es so schaurig in dem alten Hause —, ich weiß es, sie zieht zu dem Doktor in sein helles Haus — am Markt — und da muß ich allein im alten Hause bleiben —, das konnte ich nicht aushalten —, da mußte ich fort — rauslaufen — weit fort!"

„Wo warst Du denn so allein, zu Hause?"

„Mama hat sich vorhin verlobt und hat bald Hochzeit und ist verreist mit dem Herrn Doktor auf zwei Tage, und ist sehr glücklich und ist fortgegangen, und ich blieb so allein."

„Und wo wohnst Du allein in dem alten, finstern Hause?"

„In der Apotheke."

„Ach, da bist Du wohl der kleine Junge, von dem mein Töchterchen mir einst erzählt? Sie hat Dich oft gesehen, wie Du hier in unsrer Nähe umherstreiftest. Komm her, Edeltraut, gieb ihm die Hand."

Mit auf den Rücken gelegten Händchen blieb die Kleine stehen und machte wieder das abweisende Mäulchen.

„Sie mag mich nicht leiden," sagte der Knabe traurig, „mich mag niemand leiden, Mutter auch nicht."

Voll weichem Mitleid streichelte die zarte, weiße Frauenhand liebevoll die nassen Locken des Knaben.

„Ich weiß, daß sie es ist — klein Putz," hub

Otto jetzt wieder — auf die schweigend ihn betrachtende Edeltraut hinweisend — an, „ich erkannte sie vorhin schon, ich suchte sie oft und fand sie doch nie.“

„Ja, meine Kleine ist schüchtern. Doch, nun höre, Kind, in dem Wetter lass' ich Dich nicht wieder hinaus, Du bleibst heute nacht bei uns,“ erklärte sie fest, „ist Deine Mutter verreist, so weiß sie ja auch nichts von Deiner Abwesenheit und kann sich nicht ängstigen um Dich.

„Komm, Edeltraut, wir gehen jetzt beide hinaus und besorgen das Abendbrod. Hier, Onkel Olim, hast Du ein großes Tuch, so, Töchterchen, gieb mir mal die Kopfkissen, das ist schön, und das weiche, warme Federdeckbett. Siehst Du, da mache ich Dir hier auf dem alten Schlafsofa ein weiches, warmes Nestchen zurecht. Bitte, Onkelchen, hilf ihm ein bißchen und reib ihn trocken ab, wenn wir wieder hereinkommen, muß das nasse Vögelchen schon untergekrochen sein, damit es sich nicht erkältet.“

Eine halbe Stunde später saß die kleine Familie gemütlich um den sauber und zierlich gedeckten Abendbrodtisch, gar heimlich summte der Theekessel.

Otto fühlte sich so warm und wohlig in seinem Bett, wie es ihm noch nie gewesen, wie er es noch nicht kannte. Die schöne Frau gab ihm die saftigsten

Bissen und so süßen, warmen Thee, das schmeckte alles so gut, wie es ihm, der in der Hinsicht doch niemals Mangel litt, noch nie geschmeckt, dabei sah sie ihn immer so sanft und freundlich an, o, es war herrlich hier!

Nach dem Abendbrod setzte sich die junge Frau an sein Bett, Onkel Olim ruhte gemütlich in einem weichen Lehnsessel und rauchte seine lange Pfeife.

Edeltraut setzte sich der Mutter zu Füßen auf ein Fußbänkchen. „Mama, jetzt ein Märchen!" bat sie flüsternd. Draußen raste und tobte der Sturm und schlug prasselnd ganze Regenmassen an das Fenster, hier im Zimmer war es warm und behaglich. Im Kamin brannten dicke Holzkloben, und oft sprühte knisternd ein ganzer Funkenregen aus ihm hervor weit hinein in den Raum; gemütlich tickte die alte Wanduhr. Da hub die junge Frau an zu erzählen mit leiser, weicher Stimme von einem bösen, häßlichen Zwerge, der eine schöne Königstochter in einem Schloß gefangen hielt und niemals herausließ und so weiter, und so weiter, und dann zuletzt Edeltrauts Lieblingsmärchen von Hänsel und Gretel und dem Pfefferkuchenhäuschen.

Otto kam es vor, als wäre er selbst in einem Märchen, noch nie hatte ihm jemand solch schöne Ge-

schichten erzählt. Immer leiser hörte er die sanfte Stimme, immer leiser — er schlief ein.

Wie er erwachte, war es schon heller Tag. Warm schien die Sonne gerade in Ottos Gesicht, rasch sprang er auf und kleidete sich flink an. Da trat Onkel Olim auch schon ins Zimmer, er kehrte eben aus der Stadt zurück, wo er der alten Dienerin aus der Apotheke, die Ottos Entfernung noch garnicht einmal bemerkt, mitgeteilt, wo der Knabe geblieben war. Diese hatte, ganz froh darüber, gebeten:

„Nun, wenn Sie erlauben, dann kann der Otto wohl den Tag über noch bei Ihnen bleiben und morgen abend zurückkommen, ich will die gute Gelegenheit benutzen und zu meiner kranken Schwester reisen."

Und dies geschah, Otto blieb und das gar zu gern, denn die blasse Frau mit der sanften Stimme hatte es ihm angethan, sie zog ihn unwiderstehlich an.

Den ganzen Vormittag lief er nun mit Edeltraut, die viel zutraulicher geworden, im Moor und Wald herum, sie zeigte ihm auf der Mutter Geheiß all ihre kleinen Herrlichkeiten.

„Komm," rief Edeltraut nach Tisch, wo der Onkel und die Mutter ruhten, nnd sie beide über das Moor bis zum Waldrand gelaufen waren, „komm

mit, ich weiß noch etwas, was Du nicht kennst und niemand, auch Mama nicht und Onkel Olim nicht, es ist sehr schön wie ein Märchen von meiner Mutter."

Hastig zog sie Otto in einen Waldsteig hinein, er wurde dunkler und dunkler und zuletzt ganz wild und verwachsen. Durch dorniges Gestrüpp und Geranke brach die Kleine sich mutig Bahn eilig vorwärts strebend.

„Komm rascher!" rief sie kurz und drängte sich durch das Gewirre hindurch, „da ist es!"

Eilfertig kletterte sie an einem alten Faulbaum empor. „Guck dort!" rief sie flüsternd.

Otto folgte der Richtung ihres Fingers, nachdem er ihr nachgestiegen.

Vor ihm lag ein Schlößchen, alle Fenster dicht mit grünen Jalousien verschlossen. Er sah davor ausgebreitet ein Meer von Blüten, lauter Beete überschüttet mit rosa, weiß und gelb blühenden Astern.

„Ich glaube, hier wohnt die schöne Prinzessin, die der böse Zwerg bewacht," flüsterte Edeltraut geheimnisvoll, „ich sah manchmal schon sein böses Gesicht." Sie freute sich über Ottos erstaunte, bewundernde Miene.

„Ach, der schöne Schmetterling!" jubelte sie plötzlich auf, rutschte hurtig vom Baum herab und lief

einem Pfauenauge nach durch den Wald ins Moor. Singend und jauchzend sprang sie umher, bis der Onkel sie hineinrief.

Am nächsten Morgen sagte Edeltrauts Mutter scherzend: „So, Kinder, ihr seid beide jetzt Hänsel und Gretel, da habt Ihr ein Körbchen, nun lauft in den Wald und pflückt Euch Erdbeeren und findet Ihr keine, dann pflückt Brombeeren. Nachmittag geht Onkel Olim in die Stadt und da kann Otto dann mitgehen. Otto, mein Junge, behüte und beschütze Du mir auch treu mein kleines Mädchen und bringe sie mir gesund wieder.“

Die Kinder liefen nun fort in den Wald und dachten immer an das Märchen von Hänsel und Gretel.

„Weißt Du, wir müssen jetzt ganz weit gehen, dann finden wir vielleicht das Pfefferkuchenhäuschen, das wird sehr schön werden,“ erklärte die Kleine wichtig nach einem Weilchen. Otto war es zufrieden. Sie eilten nun schnell vorwärts, weiter, immer weiter in den Wald, bis er ganz dicht und dunkel wurde.

„Sieh doch die vielen, vielen Brombeeren dort,“ rief Edeltraut nun plötzlich laut, „schon ganz schwarz sind sie, und hier! und hier! und sieh mal, die Ranken, wie die hängen —“ plötzlich hielt sie verdutzt im Pflücken inne.

Sie standen vor einer hohen, alten Steinmauer, die ganz und gar mit Waldrebe, Brombeerranken und Kreuzdorn überwuchert war.

„Du, da ist vielleicht das Pfefferkuchenhäuschen dahinter und die alte Hexe!“ rief die Kleine erschrocken und wollte entfliehen. Otto, der zum ersten Mal im Leben sich als Beschützer fühlte, hielt sie zurück.

„Komm!“ sagte er mutig, „ängstige Dich nicht, ich bin ja da; ich klettere gleich auf den Baum dort, da gucke ich rüber.“ Gesagt, gethan.

„Ich sehe garnichts Ängstliches, nur einen dichten Wald,“ ermutigte er tröstend.

Hurtig und geschmeidig kletterte die Kleine ebenfalls auf einen Baum, sie war jetzt wieder ohne alle Furcht.

„Du — das ist am Ende ein Märchenwald. Hörst Du nicht? da singen ja die Zaubervögel,“ erklärte sie bestimmt, „komm, wir wollen einmal hinein gehen, da hinten sehe ich schon das Pfefferkuchenhäuschen. Ich ängstige mich jetzt auch garnicht mehr, wir brauchen ja nicht dran zu knuspern, und wenn die Hexe kommt, laufen wir rasch fort, sie kann garnicht rasch laufen. Aber — wir können über die Mauer nicht fort. Was machst Du denn da?“

„Sieh, hier ist ein Gitterpförtchen,“ rief Otto er-

freut, „das fand ich eben," und er versuchte den rostigen Riegel fortzuschieben. Nach einigen Anstrengungen gelang ihm das auch glücklich.

Voll der gespanntesten Erwartung, von einem geheimnisvollen Schauer überrieselt, traten die beiden Kinder ein in den Märchenwald. Es war ein alter, ganz verwilderter Park mit breiten, unkraut- und grasbewachsenen Wegen.

Lautlos, fast den Atem anhaltend eilten sie vorwärts.

„Siehst Du? da!" flüsterte Edeltraut und zeigte mit dem Finger auf eine helle Mauer, die durch die Büsche schimmerte.

Otto nickte zum Zeichen, daß er es auch gesehen, und hurtig schritten sie wieder vorwärts.

Jetzt blieben sie beide verdutzt stehen, neugierig bogen sie die Zweige des Strauchs auseinander, hinter dem sie vorsichtigerweise noch standen, und schauten hindurch. Vor ihnen im hellen Sonnenglanz lag ein freier Platz und hinter diesem auf einer Anhöhe ein sonnenbeschienenes, kleines Schlößchen. Eine breite Marmorfreitreppe führte zu ihm empor, und darauf stand, o Entsetzen! ein fürchterlicher Löwe, der wütend die mächtigen Pranken streckte, wie zum tödlichen Schlage ausholend, den fürchterlichen Rachen mit den

todbringenden Zähnen weit aufgerissen, dräuend und entsetzlich zugleich. Auf dem Rücken des Löwen lag, den großen, eckigen, unschönen Kopf dicht an ihn gelehnt, eine häßliche, mit einem Höcker versehene Zwergengestalt, zu dessen Füßen wieder den Kopf zärtlich an seine mageren Beine geschmiegt lag ein Reh. Des Zwerges eine häßliche Hand mit den langen, mageren Fingern ruhte auf des letzteren Kopf, die andere im Rachen des Löwen.

Die Augen in dem wachsbleichen, häßlichen Gesicht waren geschlossen, der Zwerg schlief und der Löwe bewachte ihn.

Dies alles sahen die Kinder mit einem Blick in der Geschwindigkeit eines Gedankens. Entsetzt und erschrocken entfloh Edeltraut und hielt nicht eher wieder an mit laufen, bis sie aus dem Thürchen und ein ganz Stück in den Wald hineingeeilt war.

„Pfui! der häßliche Zwerg, ich fürchte mich,“ flüsterte sie ängstlich sich umblickend.

„Der kann Dir ja nichts thun, der schlief ja,“ beruhigte sie Otto, „und hierher kann er auch nicht kommen, der Zauberwald ist mit der Mauer abgeschlossen,“ und er legte noch einen großen Stein vor das Gitterpförtchen. „Sieh mal, dort kommt Nero, jetzt müssen wir rasch nach Hause laufen.“ —

Von dem Tage an zog es Otto immer wieder wie mit magnetischer Gewalt nach dem Häuschen im Moor. Jede freie Stunde eilte er dort hinaus, die blasse Frau mit der sanften Stimme hatte es ihm angethan. O, er war so glücklich, so glücklich in dem Moorhäuschen, es ging ihm hier ein ganz neues Leben auf. Die Märchen, die er bis dahin nicht gekannt, erschlossen ihm eine ganze, neue Welt, die Welt der Poesie. —

Das kleine Mädchen zog es von diesem Tage an auch immer wieder wie mit magischer Gewalt, aber nicht zu Otto, sondern an die Mauer um das Zauberschloß.

Stundenlang konnte sie dort oben auf der einen alten, breiten Eiche sitzen und hineinblicken in das wirre Dunkel der Waldbäume.

Doch der Winter kam und verdarb ihr das Vergnügen.

Aber sobald es Frühling und warm wurde, eilte sie auch wieder dorthin. Sie fühlte sich so sicher, Otto hatte ja den großen Stein vor das Mauerpförtchen gewälzt, und hier draußen war sie ja außerhalb des Bereiches des Zauberwaldes. Trotzdem nahm

sie aber doch noch stets ihren großen Hund als Schutz mit.

Eines Tages saß sie auch wieder dort und blickte hinein in die Baumwildnis. Da fuhr plötzlich knurrend der Hund auf und sprang gleich darauf wütend bellend an der Mauer hinter ihr empor, in demselben Augenblicke heulte er aber auch schon wie rasend auf.

Ein heftiger Gertenhieb hatte ihn quer über das Maul getroffen, aber nicht bloß ihn allein, sausend fuhr die Gerte zum zweiten Mal durch die Luft, und Edeltraut, die abwehrend mit der Hand ihren Hund beschützen wollte, fuhr sie schwirrend über den zarten, entblößten Arm, daß sie kaum einen Wehlaut unterdrücken konnte.

Nicht wissend, woher dieser Störenfried kam, wandte sie sich schnell um und starrte totenbleich in das häßliche Gesicht und in die zornfunkelnden Augen des Zwerges, der auf dem Mauerrand dicht hinter ihr kauerte, wo er schon eine ganze Weile gesessen und sie beobachtet hatte.

Trotzdem ihr vor Angst und Schreck fast das Herz stillstand, wandte sie sich doch jäh um und blitzschnell gab sie dem häßlichen Zwerg, ehe er es sich noch versah, ein paar tüchtige Ohrfeigen mitten hinein in das erblaßte Gesicht. Sich dann zur Fassung

zwingend rief sie zornig empört mit verächtlichem Ton: „Pfui! pfui! Du häßlicher, garstiger Kobold Du, hier hast Du kein Recht zu schaden, fort mit Dir, Du bist boshaft! wie darfst Du meinen Hund schlagen?"

„Er schnappte nach meinen Händen."

„Das schadet Dir garnicht. Komm, Nero!" rief sie ihrem Hunde zärtlich zu, „wir gehen nach Hause."

„Ich habe Dir auch wehe gethan, das wollte ich nicht," rief der Zwerg jetzt die hochgeschwollene Hiebwunde an ihrem Arm betrachtend, „das ist schlecht von mir, das wollte ich nicht. Da hast Du meine Gerte, komm, haue mich tüchtig wieder damit," rief er und streckte ihr seine beiden Hände hin.

Zögernd ergriff sie die Gerte, sie hatte die größte Lust zuzuhauen. Doch sie besann sich und ließ sie dann zur Erde fallen, seine dünnen Hände betrachtend.

„Ich mag nicht, Du bist mir zu schwächlich, schlecht und zu häßlich, ich mag Dich nicht, mein Nero ist viel schöner wie Du," und sie umfaßte ihren Hund zärtlich und eilte mit ihm hinein in den Wald und fort nach Hause. —

Einige Tage vermied Edeltraut ängstlich den Wald. Dann wurde die Neugier doch wieder stärker in ihr.

Wenn sie sich nun ganz weit ab von der Mauer

setzte, wo er nicht hinlangen konnte, der häßliche Zwerg? Ja, so ging es, so mußte es gehen.

Sie versuchte es und blieb unbehelligt, der Zwerg ließ sich nicht blicken. Nun bekam sie wieder festen Mut und ging so oft wie möglich hin.

Eines Morgens saß sie auch wieder in dem Baum und blickte hinein in die Waldwildnis. Da tauchte plötzlich jenseits der Mauer der Kopf des Zwerges wieder empor.

Mit weit aufgerissenen Augen starrte er unverwandt das liebliche Kind in den Zweigen an, das sich aber so sicher jenseits der Mauer wußte im Schutz ihres Hundes außerhalb des Bannes vom Zauberwald.

Etwas erschrak sie zwar nun aber doch, wie der Zwerg sie anredete: „Bin ich sehr häßlich?"

„Ja."

„Wie sehe ich aus?"

„Wie eine scheußliche Kreuzspinne."

„Wegen dem Höcker?"

„Ja, und wegen der langen, dünnen Beine und Arme."

„Magst Du Spinnen?"

„Nein, ich hasse sie, Kreuzspinnen erst recht."

„Und mich hassest Du auch wohl erst recht?"

Sie nickte stumm.

„Besser Du haßt mich, als Du bemitleidest mich. Mitleid mag ich nicht, Mitleid hasse ich, hasse ich so, wie Du die Kreuzspinnen haßt. Entweder alle Leute sind mitleidig und sagen zu mir: armer Junge, armer, armer Junge, oder —"

„Das ist nicht wahr, Du bist kein armer Junge."

„Warum nicht?"

„Du bist ein scheußlicher Zwerg."

Er seufzte und schwieg.

Plötzlich sagte Edeltraut ganz unvermittelt das lange Schweigen unterbrechend: „Da hinter Dir steht eine Kiefer mit mächtigem Zweig, klettre auf diese hinauf, ich will sehen, ob Du es kannst, Du kannst es aber nicht."

Der Zwerg rutschte herab von der Mauer, umfaßte mit seinen mageren, dünnen Armen den Stamm und versuchte sich emporzuziehen, es ging nicht. Er nahm einen Anlauf und sprang; ein klein Stückchen kam er wohl am Stamm empor, aber umsonst, so sehr wie er sich auch anstrengte, er war nicht imstande, den niedrigsten Ast zu erreichen. Er spannte seine Muskeln und Sehnen an bis zum Zerspringen, sein großer, dicker Kopf wurde purpurrot, die Adern liefen ganz dick und blau auf, umsonst, kraftlos sank er wieder herab vom Baum.

Voll großer Spannung sah das Mädchen ihm zu. Mit Befriedigung bemerkte sie seine vergeblichen Bemühungen. Erleichtert atmete sie auf.

„Siehst Du, daß Du kein armer Junge bist, nur ein scheußlicher, kraftloser Zwerg," rief Edeltraut froh, daß sie auf ihrem Baum einen sichern Standpunkt hatte, den der Kobold da drüben trotz aller Mühe nicht erreichen konnte. Zwerge konnten nicht klettern, das wußte sie genau.

Wieder seufzte der Kobold da drüben und setzte sich auf den Mauerrand.

Langes Schweigen beiderseits.

„Die Leute sagen aber doch ‚armer Junge'," hub er nach einem Weilchen wieder an, „oder," fuhr er fort, da Edeltraut geringschätzig die Achseln zuckte, „oder die Leute schmeicheln mir, weil sie wissen, daß ich reich bin."

Das Mädchen schwieg. „Weißt Du, daß ich reich bin?" frug der Zwerg weiter.

„Ja."

„Woher weißt Du das?"

„Weil der Löwe Dich bewacht."

„Der Löwe mich bewacht?"

„Ja, wenn Du schläfst."

„Wie meinst Du das?"

Die Erinnerung an den Löwen erschreckte die Kleine. „Ich mag nicht mit Dir sprechen,“ rief sie kurz, eilig rutschte sie vom Baum herab und lief wieder waldeinwärts. —

So oft sie nun auch in den Wald kam, die Mauer vermied Edeltraut von dem Tage an ängstlich. Sie mochte den Zwerg nun einmal nicht leiden, er war ihr unheimlich.

Einige Wochen später kam Otto, wie so oft, auch wieder zum Moorhause. Er hatte für Nero, der auch schon lange sein Freund war, etwas mitgebracht, eine große Wurst, die er ihm für sein Taschengeld gekauft. Doch der Hund war nicht da und nirgends zu finden.

Laut nach ihm rufend eilte Edeltraut waldeinwärts. Da kam Nero endlich angerast, doch zu ihrem Erstaunen mit wildfunkelnden Augen und blutigem Maul. Er sprang wohl an seiner jungen Herrin empor, rannte dann aber weiter, als hätte er ein böses Gewissen.

Indem die Kleine ihm nachlief, strauchelte sie und fiel über eine Baumwurzel. Dadurch aufgehalten, war es ihr, als hörte sie ein jämmerliches Klagegeschrei. Sollte das Otto sein?

Sie lief eilig dem Klange nach und blieb plötzlich verdutzt stehen, sie war unversehens bei der Zaubermauer angelangt und daher kam das Klagegeschrei. Wie angewurzelt blieb sie stehen.

Sollte Otto vielleicht wieder da hinein gelaufen sein und der Löwe? — oder sollte gar die Prinzessin?

Rasch kletterte sie auf den Baum und blickte mit angstvoll aufgerissenen Augen hinüber in den Park.

Dort auf dem Rasen, alle viere von sich gestreckt lag das Reh, welches sie neulich erst noch gesehen. Die Zunge hing ihm weit aus dem Halse heraus und die sanften, braunen Augen waren gebrochen und ruhten noch mit hilfeflehendem Ausdruck auf dem Zwerge, der neben ihm knieend das laute Schmerzensgeschrei ausstieß, welches sie hierher gelockt.

Das alles sah sie mit ihren scharfen Augen. Nun bemerkte sie auch, daß die langen Finger des Zwerges ganz blutig waren und das Blut immer weiter aus einer breiten, klaffenden Halswunde des Tieres strömte, welche der Zwerg mit seiner Hand zuzuhalten versuchte.

Flink rutschte sie wieder herab vom Baum und eilte heimwärts.

Ihr kleines Herz zitterte vor Aufregung von dem, was sie soeben gesehen.

O, wie sie ihn haßte den Zwerg, ihn haßte und verabscheute!

Otto saß einsam, wie immer, seit die Mutter verheiratet und er allein mit der alten Magd hier hauste, in der Laube seines Gartens, der dicht an den von Doktor Rogges grenzte und machte Schularbeiten.

Wenn er aufblickte, sah er immer hinein in den terrassenförmig aufsteigenden Nachbargarten. Es war ganz still dort, in der großen Laube schien niemand zu sein.

Rasche Schritte kamen vom Hofe herauf und jetzt hörte er eine scharfe Stimme fragen:

„Lieschen, wo ist Arnold?"

„Der ist noch in der Schule."

„Die ist aus, es ist schon fünf Uhr vorbei. Ich möchte wissen, wo der sich wieder herumtreibt."

„Aber Mama!"

„Gret und Hans, was macht ihr da? sitzt da und haltet Maulaffen feil!"

„Liebe Mama, sie machen ihre Schularbeiten."

„Unsinn, die könnt ihr nachher noch beenden. Du, Gret, gehst jetzt gleich hin und rupfst Unkraut aus! Möchte wissen, zu was Dein Vater, Lieschen,

die Kinder da, über deren Dasein ein solch geheimnisvolles Dunkel schwebt, was selbst ich, das liebevolle, treue Weib nicht wissen darf, noch in die teure Schule schickt, wäre gewiß viel besser, die Gret würde ein tüchtiges Dienstmädchen und der Hans käme in die Lehre."

„Aber Mama, es sind die Kinder von Papas Schwester und so liebe Dinger."

„Höre, Lieschen, fang Du mir nicht auch noch an zu widersprechen, für die da wäre es am besten, sie würden überhaupt ganz ausgerottet."

„Aber Mama, die Kinder können doch nichts dafür, sollte wirklich irgend etwas, was ich noch nicht glaube —"

„Schweig! Liese, sag ich Dir, schweig! sonst werde ich noch ganz böse, reize mich nicht auf das äußerste. — Ah! da kommt ja mein cher fils nach Hause, endlich, die Schule ist schon längst vorbei. Wo hast Du Dich denn so lange rumgetrieben, he?"

„Herumgetrieben? ich?"

„Ja, rumgetrieben."

„Mama, ich bin Primaner."

„Schöner Primaner! Du denkst wohl, das ist etwas Großes, hm?" höhnte die Frau, „nichts bist Du, nichts — nur das, was ich aus Dir mache, verstehst

Du mich, Du Grünschnabel Du! Du dummer Junge Du!"

„Mama, vergiß Dich nicht, sonst könnte ich mich auch vergessen, ich habe leider Dein Temperament geerbt." Die Stimme des Jünglings zitterte, seine Augen brannten, sein Antlitz war aschfahl geworden, auf seiner Stirn schwoll eine mächtige, blaue Ader dick an. Er nahm seine zusammengeschnallten Bücher unter den Arm und wollte ins Haus zurückkehren.

„Wirst Du gleich stehen bleiben, Du Nichtsnutz! Du frecher Bengel! Du Thunichtgut Du! willst mir wohl gar drohen?"

„Mama, schweig! sonst —" schrie jetzt des Sohnes Stimme fast heiser vor Aufregung.

„Was? vor Dir soll ich schweigen? Das sollte mir einfallen! Du Sohn eines Schwächlings, Sohn eines Einäugigen, den ich erst zu etwas gemacht, da hast Du was für Deine Frechheit, ich werde Dich züchtigen, wie es solchem Buben zukommt, der nicht versteht sich seiner Mutter gegenüber zu benehmen!" und eine schallende Ohrfeige brannte in das Gesicht des Primaners.

Wie ein getroffener Tiger zuckte dieser zusammen, stürzte sich auf die Mutter, schüttelte sie tüchtig, während er voll rasender Wut hervorsprudelte: „Du,

meine Mutter — Du bist meine Mutter nicht, Du bist eine Rasende, eine — eine — —, die meinem armen Vater das Lebensglück gemordet. Auf Deinen Knieen solltest Du es ihm danken alle Tage, daß er Dich zu sich erhoben hat, statt dessen machst Du ihm das Haus zur Hölle. Das ist nicht auszuhalten! Ich hasse Dich, Du — Du Furchtbare Du!" Leichenblaß vor Wut, am ganzen Körper zitternd vor Aufregung, sich selbst nicht mehr kennend, ergriff er den Pack Bücher und wollte sie ihr an den Kopf werfen, doch sie verfehlten ihr Ziel und trafen stattdessen das Haupt der kleinen, unkrautrupfenden Marga, die sich überschlagend die Treppe herabkollerte und lautlos, klaglos am Fuß derselben ohnmächtig und leblos liegen blieb.

Dieser unbeabsichtigte Ausgang ernüchterte den Jüngling, er stürzte die Treppe hinab und wie wahnsinnig über den Hof hinein ins Haus.

Lieschen und Hans eilten entsetzt gleichfalls hinunter und hoben die Kleine auf. Das Köpfchen des Kindes sank leblos auf die Schulter des jungen Mädchens, die ebenfalls eilig mit ihm im Hause verschwand, gefolgt von dem kleinen Bruder.

Entsetzt hatte Otto die Scene mitangesehen, ihm schauderte, und er verließ gleichfalls seinen Garten, er

wollte sich nicht merken lassen, daß er Zeuge gewesen von diesem grausigen Vorgang. O, da war es doch viel besser einsam und allein sein und eine Mutter haben, der man gleichgültig war, als solche Mutter zu besitzen.

Wieder war es Pfingsten.

In den Zweigen des alten Eichbaumes hinten an der Parkmauer zwitscherten lustig die Vögel. Ein Finkenmännchen betrachtete neugierig das lieblich holde Mädchen, was dort gleichfalls so sicher in des Baumes Ästen saß, und überlegte ernstlich, ob er sie nicht als Pate für seine fünf Kinderchen bitten sollte.

Die verschränkten Hände um die Kniee geschlungen saß sie da im blütenweißen Kleide und träumte vor sich hin.

Seit heute früh war sie konfirmiert, jetzt war sie erwachsen.

Was war sie doch früher für ein dummes, kleines Mädchen gewesen! Lange, lange hatte sie den Wald gemieden, weil sie den Zwerg nicht mehr sehen mochte, den häßlichen Zwerg.

Darüber waren Jahre vergangen.

Da, eines Tages hatte sie doch wider Willen

davor gestanden vor der gefürchteten Mauer, sie wußte nicht wie. Der schwere Stein war fort, die kleine Pforte war ein Stückchen offen und o Schreck! ehe sie es sich versah, war Nero in ihr verschwunden.

Das ging aber nicht, unmöglich! sie konnte ihren geliebten Freund nicht allein lassen, ihn dem bösen Zwerge überliefern, sie mußte wenigstens versuchen, ihn zu retten.

Zitternden Herzens war sie dem Tiere nachgeeilt, sich furchtsam nach allen Seiten umblickend. Doch es rührte sich nichts, nur der Wind rauschte in den dürren Blättern zu ihren Füßen und unter ihren Füßen, so leise sie auch auftrat.

Jetzt war sie am Gebüsch. Fürchterlich! da stand ja der entsetzliche Löwe noch gerade so, wie sie ihn unzählige Mal im Wachen und im Traum vor sich gesehen, noch ebenso dräuend.

Schon wollte sie, von Entsetzen gepackt, wieder entfliehen, doch da kam der Hund ja über den freien Platz gejagt und rannte gerade auf den Löwen zu. Himmel! jetzt würde dieser sich über ihn stürzen, ihn zerfleischen.

„Nero!“ schrie sie auf in fürchterlichster Angst. Doch der Hund blieb einen Augenblick an dem Löwen stehen und — ja, sah sie denn recht? Der

Löwe ließ sich diesen Schimpf gefallen, schnappte nicht zu?

Zu ihrer Beruhigung kam der Hund gleich darauf freudewedelnd angelaufen und verließ mit ihr den Park.

Am Abend hatte sie dann ihrer geliebten Mutter ihr so lange streng gehütetes Geheimnis anvertraut.

Freundlich hatte ihr diese über die glühenden Wangen gestrichen und lächelnd gesagt: „Da hat mein kleines, weltfremdes Mädchen ja ein ganzes Märchen erlebt. Doch ich muß Dir leider den Traum zerstören, der Zauberwald ist ein verwilderter Schloßpark, die Märchenvögel, die Du singen gehört, sind Nachtigallen, und der Löwe ist nicht lebendig, der ist von Marmor mit Meisterhand bemalt. Wage Dich nur ruhig noch einmal hinein.“

Und sie hatte es gethan, schüchtern, zagend und ängstlich, und richtig, es war so, wie die Mutter es gesagt.

Mit zitterndem Herzen war sie näher und näher geschlichen immer zur jagenden Flucht bereit. Der Löwe hatte sie immer gleich drohend angeblickt, sich aber nicht gerührt. Mutig war sie dann immer näher gegangen und immer näher bis ganz dicht heran. Ja, jetzt sah sie, er war nicht lebendig.

O, was für ein kleines, dummes Mädchen war sie doch einst gewesen! Einst! jetzt war sie sechzehn Jahr alt und lachte über damals. Immer war sie dann wieder hierher gegangen und um das Schloß herum gelaufen, da fand sie auch die Asternbeete und die geschlossenen Fensterladen. Sie hatte das Schlößchen nur immer wieder von einer anderen Seite gesehen.

Eine schöne Prinzessin wird es wohl auch nicht geben, die darin gefangen sitzt, dachte sie, oder doch?

„Onkel Olim, kennst Du das Schloß im Parke?" hatte sie einst diesen gefragt.

„Ach, Du meinst das Prinzessinnenschloß, ja, das kenne ich," hatte er gesagt.

Also war doch eine Prinzessin darin von einem häßlichen Zwerg bewacht. Aber dieser Zwerg, wo war er? Sie sah ihn nie mehr wieder. Der war nicht von Marmor, das wußte sie, sie hatte ja noch die kleine Narbe am Arm, der war lebendig gewesen. Die Mutter mochte sie nicht danach fragen, die hätte sie ausgelacht.

So saß Edeltraut dort an ihrem Lieblingsplätzchen, blickte träumerisch in den Park hinein und bemerkte garnicht, daß sie jenseits der Mauer schon lange beobachtet warde.

Jetzt stieg dieser jemand auf einen Baumstumpf

und blickte über den Mauerrand. Erschrocken starrte das junge Mädchen nun totenblaß werdend in das häßliche, bärtige Gesicht des Zwerges drüben, an den sie soeben noch gedacht, und machte Miene — trotz ihrer sechzehn Jahre und ihrer Verständigkeit — zu entfliehen.

Doch die sonst so flinken Füße versagten ihr jetzt den Dienst, das junge Mädchen war wie erstarrt.

Konnte sie denn ihren Augen trauen? War das da drüben nicht der häßliche Zwerg, an den sie eben gedacht hatte, nur älter geworden? Wo war er so lange gewesen? Sie hatte ihn nie mehr gesehen, so oft sie sich verstohlen nach ihm umgeblickt.

„Erschrecken Sie sich nicht so sehr vor mir, ich habe keine Waffe bei mir, ich habe nie wieder eine Gerte angerührt seit damals," rief die Stimme da drüben jetzt, dieselbe näselnde Stimme, nur etwas tiefer wie früher. „Ich bin lange Jahre fort gewesen, nun bin ich endlich wieder hierher zurückgekehrt aus der Welt, ich will das Schloß übernehmen. Ich habe Sie gleich wieder erkannt, Sie sind aber groß geworden. Nun, so starren Sie mich doch nicht so entsetzt, so entgeistert an, ich bin kein Zwerg, wie Sie einst behaupteten, nur ein häßlicher, verwachsener Mensch von Fleisch und Bein, wie Sie es sind. Ich

habe es nicht vergessen, wie weh ich Ihnen damals gethan, und wie die kleine Kinderhand ganz hoch aufgeschwollen war von meinem Gertenhieb. Ich mußte immer daran denken. Wenn Sie mich damals auch mit der Gerte nicht schlagen wollten, weil ich Ihnen zu elend war, meine Strafe dafür habe ich ja doch bekommen. Ihr Hund hat Sie aber furchtbar dafür an mir gerächt," fuhr er fort, da sie so beharrlich schwieg.

Langsam fuhr sie sich mit der Hand über die Stirn und griff sich an die Schläfe. Wachte sie denn oder träumte sie? Sie war doch erwachsen, kein Kind mehr und der da drüben, der dort? — Wie bekannt that er, was hatte er da eben gesagt? Mechanisch, nur um ihren Schreck zu verbergen, nur um etwas zu sagen, fragte sie: „Mein Hund?"

„Ja, Ihr Hund, er nahm mir alles, das einzige, was ich liebte, das einzige, was mich liebte auf der weiten Welt," fügte er bitter hinzu.

„Mein Hund?" fragte sie verständnislos, noch erstaunter, „mein Hund?"

„Ja, Ihr Hund; ich kam dazu, wie er mein Reh jagte und ihm dann die Gurgel zerbiß, es starb daran."

„Mein Hund hätte dies gethan?" fragte das junge Mädchen noch einmal entsetzt.

„Ja, Ihr Hund, Ihr Hund. Wie er in den Park gekommen, weiß ich nicht, wahrscheinlich durch die kleine Pforte, ich selber hatte sie geöffnet und dann vergessen, sie zu schließen.“

Mit einem Mal fiel es wie Schuppen von ihren Augen, sie sah wieder ganz deutlich die Scene aus ihrer Kindheit vor sich, die Scene mit dem sterbenden Reh und dem schreienden Zwerg, und ihr Hund — richtig der hatte solch blutiges Maul gehabt. So war es gewesen, richtig, nun erklärte sie sich auch das, warum der Hund damals so vor ihr fort lief, als hätte er ein böses Gewissen gehabt.

Der Kopf schwindelte ihr, sie wußte nicht mehr, was Wahrheit, was Phantasie war. Sie wachte doch und da drüben an der Mauer stand der häßliche Zwerg und sprach mit ihr. Sie erkannte ihn ganz genau, seine Züge hatten sich ihr zu fest eingeprägt. Sie dachte an die Scene von damals an der Fichte, wie hatten seine Sehnen sich angespannt, wie hatte er sich gemüht mit aller Kraftanstrengung seiner dünnen, mageren Ärmchen und Muskeln, auf den Baum war er nicht gekommen.

„Edeltraut! Edeltraut!“ klang jetzt rufend die Stimme Onkel Olims durch den Wald.

Gott sei Dank! nun wurde sie erlöst aus dem

Banne jenes häßlichen Kobolds dort. Freudig, erleichtert atmete sie auf, wie von einem Alp erlöst.

Mit einem graziösen Sprung schwang sie sich leicht von dem Baumast zur Erde und eilte dann kurz grüßend, wie befreit, leichtfüßig der Stimme entgegen.

In der großen, hohen Wohnstube der Apotheke mit den finsteren, dunklen Tapeten am knisternden Kaminfeuer saß Otto.

Er blickte hinein in die brennende Glut und dachte an vergangene Zeiten.

Wie traulich hatte damals im Moorhäuschen das Feuer geknistert, wie lieb waren dort alle um ihn bemüht gewesen. Wie still und einsam saß er hier allein. Er war es ja zwar gewohnt und es stets gewesen, aber es war noch viel einsamer um ihn geworden, seit die Mutter verheiratet, — seine schöne, seine einzige Mutter, die geliebt und vergöttert in dem prächtigen, hellen Hause am Markt beim Doktor Kern wohnte —, seitdem saß er hier ganz allein, ganz vergessen.

Er fühlte es doppelt, wenn er so wie heute am Sonntag Abend hier saß, er fühlte es aber noch mehr,

wenn er, ebenso wie heute, von ihnen kam. Dort war er erst recht überflüssig, sie waren sich allein genug und das jubelnde Glück that ihm weh.

Er mußte jetzt so oft an seinen toten Vater denken. Warum die Mutter nie mit ihm von ihm sprach, stets abbrach, wenn er nach ihm fragte? Warum sie sich wohl so vor dem finstern Hause fürchtete? Warum sie nie des Vaters Sterbezimmer betrat, in dem doch er, Otto, geboren und welches er sich jetzt, wie früher die Eltern, als Schlafzimmer gewählt.

Der Doktor war wohl sehr gut und lieb zu ihm, aber es beschlich ihn stets ein eifersüchtiges Gefühl, es war ihm, als verkürze er ihm des Vaters Rechte, des Vaters Andenken. Nun war es dort auch noch anders, das Glück noch größer geworden, denn seit einem Vierteljahr hatte er einen kleinen Bruder.

Wie glückselig war die Mutter darüber und er, der Doktor, sie beide jubelten vor Wonne. Wie er heute zu Tisch bei ihnen war, wie holdselig, o wie glücklich war die junge Mutter gewesen! Jauchzend hob sie das Kind über sich empor, jubelnd vor Liebe, Wonne und Seligkeit, und der Stiefvater wollte es ihr schäkernd abhaschen. Es gelang ihm aber nicht, denn sie entfloh scherzend mit dem Kinde, doch er hatte sie dann rasch gefangen — sie ergab sich ihm

nur gar zu gern — und umschlang beide fest mit den Armen, Mutter und Kind, und küßte sie und sagte: „Ihr seid mein Glück, mein einziges Glück.“

„Und Ihr,“ entgegnete sie zärtlich, sich an ihn schmiegend, „Ihr beide seid meine Welt, mein Paradies auf Erden, mein Alles.“

Mit einem kleinen Anflug von Neid hatte Otto dies alles betrachtet, mit angehört, wie sie glücklich waren.

Nun saß er hier und grübelte darüber nach, bis der Traumgott ihn in seine Arme nahm und ihm das Haus am Moor vorgaukelte.

Nur eine kurze Zeit des Glückes war Doktor Kerns beschieden.

Eines Tages stürzte er, einen Patienten besuchend, vom Wagen herab, am nächsten Tage war er tot. Seine junge Witwe war verzweifelt, selbst das Lächeln des Kindes konnte sie kaum trösten.

Am Weihnachtsabend, wie Otto zu ihr ging, war sie nicht da. Er suchte sie vergebens. Auf dem Kirchhof fand er sie endlich am Grabe seines Stiefvaters, er blieb von fern stehen, er wollte sie nicht stören.

Ein brennendes Tannenbäumchen stand darauf, sie kniete daneben im Schnee, und er hörte sie in den flehendsten, zärtlichsten Lauten bitten: „O, Geliebter, wenn es wirklich eine Verbindung zwischen den Lebenden und Toten giebt, erbarme Dich Deines armen Weibes, die Dich so unsäglich geliebt. Gieb mir ein einziges Liebeszeichen, nur einen Trost, daß ich weiß, daß Du mir nahe bist, daß Du mich geliebt, unsre Seelen unzertrennlich sind, wie Du mir so oft geschworen. O, erbarme Dich Deines verlassenen Weibes!"

Doch alles war still und blieb still, man hörte nichts, wie nur das Knistern der Wachslichter an dem Baum und das Säuseln des Windes um die Grabkreuze. Jammernd hatte sie sich dann wieder über das Grab geworfen.

Langsam und sich durch Husten bemerkbar machend, als wäre er eben erst gekommen, hatte Otto ihr dann zugerufen: „Mama, der kleine Bruder schreit so sehr."

Da war sie aufgestanden; schweigend, ohne ein Wort zu reden, waren sie dann nebeneinander her nach Hause gegangen. — Und sie lebte wieder auf und wurde froh, heiter und glücklich in dem Lächeln ihres Jüngsten. —

Da, an einem rauhen Januartage, als Otto auch wieder wie alltäglich zur Mutter ging, hatte er sie

gefunden, erstarrt vor Schmerz neben der Wiege ihres toten Lieblings sitzen. Gehirnkrämpfe hatten ihrem Herzblatt ein jähes Ende gebracht.

„Mein Sohn ist tot, mein einziger Sohn ist tot!“ hatte sie ihm verzweifelt zugeflüstert.

„Dein einziger Sohn, Mutter?“ hatte er mit leisem Vorwurf erwidert, „und wer bin ich denn?“

„Du bist der Sohn Deines Vaters, dieser war der Sohn meiner Liebe, Dich — Dich —,“ und nun hatte sie ihm ihr ganzes Leben klar gelegt.

„Mutter, Mutter, ich kann nichts für mein Dasein, vergieb, vergieb mir, aber ich kann nichts für mein Dasein,“ hatte er todestraurig zu ihr gesagt. „Meine ganze Kindheit hindurch habe ich mich nach Deiner Liebe gesehnt, jetzt verstehe ich Dich, daß Du sie mir nicht geben konntest. Vergieb, vergieb mir!“

Langsam war er vor ihr auf die Kniee gesunken und hatte sein Haupt in ihren Schoß geborgen. Sie rührte sich nicht und weinte nur trostlos vor sich hin.

Dann war er aufgesprungen und hinausgestürzt, hinaus ins Weite, nur fort! fort! so weit ihn die Füße tragen konnten. Ohne daß er es wußte, hatte er plötzlich bei dem Teich auf dem Hügel gestanden, wo er einst die kleine, singende Edeltraut fand.

Sollte er hineingehen zu den lieben Menschen

dort, deren Haus ihm wie eine zweite Heimat war, hinein zu der Frau, die stets wie eine Mutter zu ihm gewesen, ihr sein übervolles Herz auszuschütten?

Nein, er konnte es nicht, er konnte es nicht, er schämte sich in die Seele seines Vaters hinein. Er setzte sich auf den Hügel. Die Sonne ging unter, der Abend kam heran, er merkte es nicht. Langsam fing der Schnee an zu fallen, er merkte es nicht, er hörte nur immer wieder die Worte der Mutter: „Dies ist das Kind meiner Liebe, Du bist der Sohn Deines Vaters. Dein Vater, er hat mich geheiratet, der ältere Mann hat mich, das junge Ding, wohl heiß geliebt. Ich wußte nicht, was Liebe war, ich war ja noch so jung, kaum sechzehn Jahr. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, Frau zu sein. Ich konnte nie ein Gefühl der Furcht und Angst, des Respekts vor ihm überwinden. Er machte mich zur Mutter, ich wußte nicht wie, ich gab Dir das Leben, und doch warst Du mir fremd. Und dann — die Jahre vergingen, er ahnte wohl, daß ich ihn nicht liebte. Dazu hatte er von dem vielen Chloral, was er gegen die wütenden Kopfschmerzen nahm, wohl seine Nerven ganz zerrüttet, kurz, eines Tages — nie vergesse ich den grausigen Anblick — kam ich ahnungslos in unser Schlafzimmer, um ihm das Frühstück zu bringen, da er das Bett

noch nicht verlassen. Ich sah — o grausig! grausig! am Ofen — da — da hing er — an seinem Handtuch — baumelte er und zappelte noch. Ich war vor Schreck wie gelähmt über den entsetzlichen Anblick. Wie er mit den Augen rollte, die Zunge weit herausgereckt! Ich konnte mich nicht rühren, wollte schreien, die Stimme versagte mir.

Endlich — endlich schleppte ich mich zur Treppe, rief um Hilfe, doch sie kam zu spät, es war vorbei mit ihm für immer.“ Was sollte er, Otto, nun thun? sollte er sich auch still aus der Welt stehlen?

Niemand liebte ihn, niemand brauchte ihn, zu was war er geboren?

Sollte er hier still im Schnee sitzen, bis die Flocken ihn zugedeckt? Morgen würde man ihn dann hier tot finden, keiner würde wissen, daß er sich selbst den Tod gegeben. Sollte er es thun?

Er schloß die Augen, ach, nur Ruhe, nur Ruhe! Da hörte er es laut und angstvoll rufen, seinen Namen rufen voll Herzensangst. Träumte er? war dies nicht die Stimme seiner Mutter? seiner Mutter, die ihn nicht liebte, und an der er doch mit so grenzenloser Liebe hing?

Weit, weit öffnete er die Augen wieder. Täuschte er sich?

Nein! wirklich, dort stand sie, und jetzt sah sie ihn — kam sie heran, stand sie vor ihm und sah ihn an, so bleich, zitternd, voll Todesangst den Blick auf ihn gerichtet.

„Mein Sohn, mein Sohn, mein armes Kind," flüsterte sie und streckte bebend die Arme nach ihm aus.

Er stürzte ihr zu Füßen und umklammerte ihre Kniee: „Mutter, hattest Du — Du Angst um mich?" frug er zitternd, als könnte er es nicht fassen.

„Ja, ja, Deine todestraurigen Augen blickten mich immerzu an, Deine Worte hörte ich fortwährend, dann, dann packte mich diese Todesangst um Dich, und mit der Todesangst — kam auch die Mutterliebe zu Dir, zu Dir jetzt endlich erst, — meinem eigenen Sohn."

„Mutter!" jubelte er auf in all dem Leid. „Mutter!"

Da zog sie seinen Kopf an ihre Brust und küßte ihn, küßte ihn zum ersten Mal in seinem Leben in Mutterliebe. Nun gingen sie beide nach Hause bei allem Schmerz, der sie betroffen, im innersten Herzen glückselig.

„Arnold hat geschrieben, Mama, darf ich Dir den Brief vorlesen?"

„Ich danke; Du weißt, daß ich ein für alle Mal seinen Namen nicht mehr genannt haben will.“

„Aber Mama —“

„Schweig, Lieschen! Wer sich so weit vergessen kann, daß er seine eigene Mutter totschlägt —“

„Aber Mama, das hat er doch nicht gethan.“

„Gethan nicht, aber gewollt, denn, wenn Gott nicht selbst gerichtet und die Schuldige für die Unschuldige getroffen hätte, so läge ich wahrscheinlich jetzt tot, erschlagen auf dem Friedhof.“

„Aber Mama, Marga war doch noch so jung und ist doch auch nicht daran gestorben, Papas Kunst hat sie doch bald wieder hergestellt.“

„Ja, das ist auch was anderes, Unkraut vergeht nicht, und solche Brut ist eben nicht auszurotten, die sind kugelsicher und todesfest. Du und Dein Vater, Ihr verzieht und verwöhnt sie jetzt auch noch viel mehr wie früher.“

„Aber, Mama, wir müssen ihr doch dankbar sein, daß sie ihr Leben einsetzte, um das Deine zu retten,“ entgegnete die Tochter schelmisch und ergriff bittend die Hand der Mutter.

„Liese, nutze meine Schwäche für Dich nicht aus,“ rief diese kurz und versuchte ihre Hand der Tochter zu entziehen, doch diese hielt fest: „Mama, bitte, Arnold —“

„Schweig mir von dem! Wäre er nachher gekommen und hätte mich flehentlich um Verzeihung gebeten, wie es einem Sohn zukommt, der seine Mutter so schwer gereizt, gekränkt und beinahe ermordet, bescheiden und demütig, wie es sich geziemt, dann hätte ich es vielleicht gethan, ich hätte ihm vergeben. Aber solche Verstocktheit! Wie hat der Herr Oberpfarrer ihm ins Gewissen geredet! Was hat der freche Bursch da gesagt: „Mama hat mich so gereizt und meine Ehre so schwer gekränkt, wenn sie mir ein gutes Wort giebt, will ich sie um Verzeihung bitten.“ Das ist doch mehr wie frech! Ich werde ihm ein gutes Wort geben, nimmermehr! Acht Tage lang hat er oben gesessen und wie ich mich dann so viel überwinde und rauf gehe zu ihm und sage: „Entweder stürzest Du jetzt vor mir auf die Kniee, demütig winselnd wie ein Hund bittest Du mich um Vergebung oder — Du verläßt morgen dies Haus für immer, für uns beide hat es dann keinen Platz mehr.“

„Ja,“ entgegnete er mir darauf höhnisch, „ja, damit Du mich wie einen Hund mit einem Fußtritt hinausjagst, das könnte Dir gefallen. Das erlebst Du an mir aber nicht — nie! Ich hasse Dich!“

Ich halte an mich und sage noch ein Mal: „Entweder — oder, dies ist jetzt mein letztes Wort, über-

lege es Dir recht.“ Was geschieht? Am anderen Morgen ist er fort, niemand weiß wohin; und jetzt sollte ich wohl noch vergnügt seinen Brief mitanhören?“

„Mama, er handelte aus falschem Ehrgefühl, in falschem Stolz, er war gereizt, verbittert und verstockt —“

„Bittet er in diesem Brief mich um Verzeihung? Du schweigst? Da weiß ich genug. Und nun will ich Dir etwas sagen, Liese, ein für alle Mal, ich habe meinen Sohn verstoßen und damit gut. Ich will nichts mehr von ihm wissen und hören, ich habe keinen Sohn mehr, nur noch Dich. Nun mach' aber auch, daß Du rote Backen bekommst, Du siehst so blaß und zart aus und Dein Husten macht mich ganz ängstlich. Fühlst Du Dich schwach? Da, trink ein Glas Rotwein. Ich muß jetzt fort zum Missionsverein und komme um acht Uhr erst wieder zurück. Ich werde Dir die Grete schicken. Adieu!“

Seufzend sank die schlanke, ätherische Gestalt der Achtzehnjährigen zurück in die weichen Kissen der Chaiselongue und strich sich mit den krankhaft blassen Händen über die feingeäderte, bleiche Stirn, als wolle sie dort etwas verscheuchen.

Leichte Schritte ließen sich hören, nun trat die zarte, lichte, elfenhafte Gestalt eines elf- bis zwölf-

jährigen Kindes eilig über die Schwelle. Zärtlich kniete sie neben der Liegenden nieder und drückte liebkosend, innig das reizende Gesicht an die Hand der Cousine.

„Liebe, Liebe Du, wie geht es Dir? O, ich freue mich so, daß ich bei Dir sein darf!"

Zärtlich und sanft wie eine Mutter strichen die weißen Hände der Ruhenden über das weiche Goldhaar der Knieenden. „Liebling, ich bin auch so froh. Jetzt wird Papa und Hans gleich kommen. Nun decke den Kaffeetisch recht hübsch und dann setze Dich her zu mir."

Bald stand alles bereit. Gar traulich sah das Zimmer aus, die Sonne schien warm hinein und spiegelte sich in der blitzblanken Kaffeemaschine, deren leiser Dampf würzige Gerüche ausströmte. Es sah so aus, als wohne der Friede selber in diesem Raum.

Bald darauf knarrte die Treppe unter festen Schritten, und nun trat Doktor Rogge, gefolgt von Hans, ins Zimmer, beide ganz voll Schnee bedeckt. „Da bin ich ja aus Versehen mit dem Mantel in das Zimmer getreten, der März schüttete eben aus heiterem Himmel eine Wolke über uns aus," sagte der Doktor verlegen und wollte umkehren.

„Bitte, lieber Papa, bleib! Heute ist ja Mittwoch,

Mama in der Missionsstunde, da ist alles erlaubt, heute gehörst Du ja uns allein," rief Lieschen zärtlich, während Marga sich bemühte, ihm den schweren Pelz abzunehmen, und Hans ihm die Gummischuhe auszog. Erstere drückte den Onkel dann sanft in das der Chaiselongue gegenüberstehende Sofa, schob den Kaffeetisch davor und bediente zierlich und eifrig Onkel, Cousine und Bruder, ihnen den warmen, kräftig duftenden Trank einschenkend.

Die großen, sonst so ernsten Augen der Kleinen leuchteten jetzt ordentlich vor Liebeswärme.

Nachdem sich alle nach Kräften durchwärmt und gesättigt hatten, legte sich der Doktor behaglich in die Sofaecke, man merkte es ihm ordentlich an, wie wohl er sich fühlte.

„Bitte, Papa, nun erzähle uns etwas aus Deinem Leben," bat die Tochter sanft, wußte sie doch, wie gern er dies Thema berührte.

Und er fing an zu erzählen von seiner Kindheit und von seinen glücklichen Knabenjahren hier in diesen Räumen seines Elternhauses, wo die Schröder — Devrient und viele musikalische Capacitäten aus- und eingegangen, die Musik das Leitmotiv in diesem Hause gewesen.

„O, wie glücklich waren wir Drei, mein jüngerer

Bruder Hans und mein kleines Schwesterchen Hannchen, — Ihr beide, Kinder meiner Schwester, seht ihnen sehr ähnlich, — und ich. Wir Brüder schwärmten beide für Musik, studierten beide Medizin in Bonn und Heidelberg. Ach, das war eine selige, glückliche Zeit!

Das dauerte leider nur wenige kurze Jahre. Mein Vater starb, unsere Mutter erkältete sich heftig und wurde gelähmt.

Da Hannchen noch ein Kind war, nahm sie sich eine Stütze ins Haus. Diese pflegte die Mutter aufopfernd — sie war sehr schön und vor allem, sie hatte eine prachtvolle Stimme, die mich förmlich bezauberte — ja, sie sang wunderbar —." Der Doktor schwieg.

„Und wie wurde es weiter?" fragte die Tochter.

„Die Mutter starb dann auch. Hans und ich gelobten ihr treulich für unser kleines Schwesterchen zu sorgen, als wäre sie unser Augapfel." Wieder schwieg der Doktor und seufzte tief.

„Nicht wahr, Papa, Mama war die Stütze von Großmama?" flüsterte Lieschen schüchtern.

„Ja," entgegnete dieser zögernd, „ich war ihr so dankbar — daß sie meine Mutter so treu gepflegt und so für Hannchen sorgte — und dann die wundervolle Stimme —" er seufzte und schwieg wieder.

„Und Papa, was wurde aus Onkel Hans?"

„Er lernte die Waise eines armen, adligen Gutsbesitzers kennen, ein schönes, lieblich holdes Mädchen, eines Herrn von Bühel einzig Kind. Die beiden liebten sich grenzenlos. Sie lebte bei einem alten Onkel gleichen Namens, der selbst vermögend und unverheiratet zu seinem Vergnügen eine Landpraxis übernommen hatte. Diese wollte er Hans abtreten.

O, die beiden waren glückselig, das war eine so echte, rechte poetische Liebe, wie sie die Dichter besingen, sie waren so selig, wie es nur zwei Menschen sein können, sie brauchten nichts auf der Welt, wie nur einander.

Ich reiste hin zu seiner Hochzeit. Zwei Tage vorher war ihre standesamtliche Trauung und Polterabend. O, wie glücklich waren die beiden da!

Am Tage vor der kirchlichen Trauung war mein Bruder fortwährend wie in einem Rausch von Glück und Wonne.

Am Abend hörte ich ihn in der Laube unter meinem Fenster zu seiner Braut sagen: „Wirst Du auch nie einen anderen lieben, mir immer treu sein, auch nur ganz allein mir angehören für Zeit und Ewigkeit?"

„Für Zeit und Ewigkeit," entgegnete sie.

Ich schloß das Fenster, wollte sie nicht belauschen, mußte aber vor mich hinlachen. Die standesamtliche Trauung war ja schon vorbei und morgen die kirchliche, da war sie ja doch eigentlich schon ganz sein, also wozu die Bangigkeit?

Doch es sollte anders kommen, am nächsten Morgen fand man ihn tot in seinem Bett, ein Herzschlag hatte seinem Leben jäh ein Ende gemacht. Es war furchtbar! furchtbar! furchtbar! Die arme Braut verzweifelt, dem Wahnsinn nahe. Doch es soll wohl kein zu großes Glück geben, darum mußte er sterben."

„Und was wurde aus der Braut?"

„Sie bekam eine schwere Krankheit. Dann, wie ich mich später nach ihr erkundigte, war sie verzogen, fort mit ihrem Onkel, ich konnte ihre Adresse nicht wieder erfahren, so verlor ich sie gänzlich aus den Augen."

„Und unsere Mutter?" frug Hans.

„Sie ging bald, nachdem sie erwachsen, mit einer älteren, verheirateten Freundin nach Amerika, lernte dort einen jungen Deutschen kennen, lieben und heiratete ihn, der dort von einem reichen Farmer adoptiert und zum Erben eingesetzt war. Blew hieß der Adoptivvater, dessen Namen Ihr ja auch tragt."

„Woran starben unsere Eltern?" fragte Hans weiter.

„Beide waren von einem schweren, typhösen Fieber ergriffen, welches dort grassierte. Dein Vater hatte sich aus dem Volke emporgearbeitet, er war kolossal ehrgeizig und stolz. Da bekam er eine Nachricht, die ihm ans Lebensmark griff. Seine Ehre, sein guter Name drohte unterzugehen. Die Galle trat ihm ins Blut, und tot war er. Eure Mutter, selbst so schwach, schrieb mir den ganzen Vorgang und starb dann auch in wenig Wochen vom Fieber verzehrt."

„Ich entsinne mich deutlich, wie sie uns segnete, küßte und weinte. Was war das für eine Nachricht, die ihr den Tod gab?"

„Später werdet Ihr es erfahren. Laß Dir jetzt genügen an meiner Versicherung, Dein Vater war ein gediegener, edler Mensch, ein Ehrenmann durch und durch, Eure Mutter das edelste Wesen. Der Farmer, der ihn in der ersten Aufregung enterbte, ist vor wenig Wochen gestorben und hat Euch beide zu seinen alleinigen Erben eingesetzt, einsehend, wie rasch und ungerecht er geurteilt."

„Hatte mein Vater Verwandte?"

„Ja. Nein — Ja. Kinder, fragt mich nicht mehr weiter, es thut mir weh."

„Warum blieb die Tante Hannchen nicht hier bei uns?" frug Lieschen jetzt weiter.

Der Doktor seufzte.

„Kind, es war besser so — glaube es mir, besser so für sie,“ entgegnete er, „Deine Mutter — es war besser so —“

„Eigentlich hatte Mama doch furchtbares Glück, daß sie Dich bekam.“

„Ach, mein Kind, sie ist sehr zu bedauern. Ich operierte einen milzkranken Mann, etwas von dem Eiter sprang mir ins Auge. Ich hatte Schmerzen Tag und Nacht, die rasendsten Schmerzen. Wie Feuer brannte es mir im Auge, und dabei stand meine Hochzeit vor der Thür. Halb bewußtlos ging ich zur Trauung — in die Kirche. Wie ich zurückkehrte, konnte ich es vor wahnsinnigem Schmerz nicht mehr aushalten. Die Gäste suchten mich und fanden mich, hier vor diesem Sofa lag ich auf den Knieen, den Kopf in die Polster gedrückt, die Hand vor dem Auge. Ich hatte immer das Gefühl, hebe ich den Kopf auf, liegt das Auge in meiner Hand. Endlich ermannte ich mich, ich erhob den Kopf und meine Befürchtung war Wahrheit, das Auge lag ausgelaufen in meiner Rechten.“

„Lieber, lieber Onkel,“ schluchzte Marga laut auf und warf sich vor ihm auf die Kniee nieder, sich zärtlich an ihn schmiegend.

„Armer, armer Onkel," rief Hans und küßte des alten Herrn Hand.

„Vater, mein Vater," flüsterte Lieschen, stand auf und legte ebenfalls, vor ihm niederknieend, ihren Kopf an seine Brust.

„Ja, Kinder, das hilft doch nun einmal nichts," tröstete der Doktor die Aufgeregten, „jetzt habe ich mich ja schon lange daran gewöhnt. An was gewöhnt sich der Mensch nicht alles," er seufzte, „und dann gottlob! — habe ich ja noch das andere Auge. — Komm, Hans, spiel mir mal die Beethovensche Eroica vor, Du weißt, wie ich sie liebe. Da ihr Kinder einst sehr reich werdet, kannst Du auch Deinen Herzenswunsch erfüllen, Hans, und Musik studieren."

Laut jubelte der Jüngling auf und küßte zärtlich des Onkels Hand. Lieschen blieb neben dem Vater sitzen, den Kopf an seine Schulter gelehnt, während Marga das feine Köpfchen an seine Kniee schmiegte. Seine Hand streichelte liebkosend das weiche Blondhaar der Schwestertochter.

Leise senkte sich der Abend nieder, es wurde dämmrig im Zimmer. Sie saßen da voll Andacht, Liebe und Frieden und hörten dem meisterhaften Spiel des Jünglings zu. Und die Musik erhob sie und trug sie fort, weit fort über das kleinliche Alltags-

gehaste und -getriebe. — Von diesem Tage an schwamm Hans Blew in einem Meer von Wonne. Er dachte an nichts weiter, wie nur an die Erfüllung seiner geheimen, kühnsten Wünsche.

Er selbst hatte unter dem scharfen Regiment der Tante nicht so viel zu leiden, wie die kleine Schwester. Er war stets ein fleißiger, tüchtiger Schüler, nur zu den Mahlzeiten sah er sie. Am liebsten hätte er seine Schwester gleich mit sich genommen, doch das ging ja nicht während der Studienjahre. Dann aber sollte sie zu ihm kommen, dann wollten sie so glücklich zusammen wohnen. Sie gab ihm dann eine Häuslichkeit, und er wollte dann mit ihr reisen, o, das würde schön werden! Er baute vor den entzückten Ohren der Schwester Luftschlösser über Luftschlösser. Wenn die Tante auch durchaus nicht einverstanden war mit der Carrière, die der Neffe einschlug, so war sie doch froh, eins der ihr lästigen Kinder los zu sein. Sie war deshalb freundlicher zu ihm wie je, und er — kein Charakter zum Nachtragen geneigt und so von seinem Glück erfüllt —, freute sich, daß es so war, sah er doch der rosigsten Zukunft entgegen.

Es war sehr früh am Tage, die Tautropfen hingen noch an den Gräsern.

Edeltraut saß auf dem Hügel unter der Pappel, sang mit heller, fröhlicher Stimme ein Lied und flocht eifrig von Eichenlaub eine Guirlande, damit wollte sie den Kaffeetisch schmücken, denn heute war ihres guten Onkel Olims Geburtstag.

Sie war schon ganz früh vor Tau und Tage aufgestanden und in den Wald gelaufen, sich Laub zu holen. Da war sie doch am sichersten, dem häßlichen Zwerg nicht zu begegnen.

Es war ihr zwar etwas unheimlich gewesen so allein, denn seit vorgestern war Nero fort.

Wo er nur war bei der Hitze?

Doch er war schon manchmal fortgelaufen, also Geduld, er kam schon wieder. Nur heute war es ihr unangenehm.

Doch nun fühlte sie sich wohl geborgen hier auf dem Hügel beim Teich, von hier aus konnte sie immer das kleine Fichtenwäldchen übersehen, welches ihr geliebtes Onkelhaus umgab, und auf dem öden, weiten Moor konnte niemand ihr nahen, den sie nicht weit vorher schon im Wald bemerkt.

Freilich, sie hätte sich ja auch ungeniert auf einen Baum setzen können, denn da konnte er ja auch nicht

hinauf, wie sie wußte, aber ohne ihren Hund — sicher ist immer sicher.

Hell und jauchzend sang sie hinaus in die Morgenfrühe.

Endlich war sie fertig mit ihrem Gebinde, nun wurde es aber auch Zeit, denn sie sah schon eine feine, graue Rauchsäule über den Fichtenkronen gerade hinauf in die frühe Morgenluft wirbeln.

Edeltraut stand auf, klopfte sich die übrigen Blätter vom Schoß und schlang die Guirlande über den Arm.

Da, weit hinten kam er ja angelaufen, ihr alter Nero, hervor aus dem Walde. Laut und freudig rief sie seinen Namen. Er kam näher und näher in langen Sätzen, jetzt war er jenseits des Teiches.

Mit gesenktem Kopf und lang heraushängender Zunge umkreiste er dreimal das Gewässer, ohne sich ihr zu nahen.

„Du hast wohl Durst, Nero?“ rief sie mitleidig, „und auf dem sumpfigen Moorboden kannst Du den Teich nicht erreichen, da versinkst Du im Schlamm unrettbar. Komm, komm, wir gehen zu Onkelchen, ich gebe Dir zu trinken,“ eilig sprang sie über die Brücke und auf den scheu vor ihr fortlaufenden Hund zu.

„Was hast Du bloß?“ rief sie erstaunt und wollte ihn eben, wie er wieder an ihr vorbei lief, am Kopf ergreifen, doch in demselben Moment wurde sie zurückgestoßen, der Hund am Halsband ergriffen und blitzschnell in den Teich geschleudert, gerade an der Stelle, wo es am morastigsten war. Dann packte ein eiserner Griff ihr Handgelenk, und fort wurde sie gerissen in rasender Eile.

Ehe sie sich nur besinnen konnte und zu Worte kommen, war sie auch schon unfreiwillig auf ihrem Hausflur und schnapp! jetzt wurde die Thür hinter ihr abgeschlossen.

Das war der Gewaltthat aber doch zu viel, zornig rüttelte sie am Thürschloß. Doch dann besann sie sich, heute war des Onkels Geburtstag, den wollte sie ihm nicht stören.

Nero konnte ja schwimmen, da würde er schon längst heraus sein.

Der Zwerg, der dumme Zwerg, der war es gewesen und kein anderer. Wo der nur so plötzlich herkam? Rasch eilte sie ins Wohnzimmer, ordnete den Kaffeetisch und schlang zierlich die Eichenguirlande darum. Dann öffnete sie das Fenster, schwang sich leicht hinaus, lief zur Hausthür, schloß sie auf. Dann

eilte sie zum Teich, sie wollte ergründen, ob sie recht vermutet.

Der Hund war nirgends zu sehen, also hatte er sich richtig schwimmend ans Ufer gerettet. Wo sollte er auch sonst sein? er müßte dann ja jetzt hier oben schwimmen.

Beruhigt kehrte sie ins Haus zurück, innerlich frohlockend, daß der Bucklige seine Rachegelüste nicht erreicht. Denn das war es doch nur, er wollte sein Reh an ihm rächen, und sie war noch so gutmütig gewesen und hatte sogar damals, wie er es ihr erzählte, etwas wie Mitleid mit dem Zwerge empfunden, daß ihr Hund sein Reh zerrissen. Aber jetzt sah sie es ja ganz deutlich, er war boshaft, warum spielte er sonst erst ihrem Hunde und dann ihr selber solchen Schabernack mit dem Einschließen, lächerlich, verächtlich!

Doch daran wollte sie jetzt, an dem heutigen Festtage, nicht mehr denken, den sollte er ihr nicht stören, er ging sie ja nichts an — also —. Es war ihr ja eine Kleinigkeit, ihm aus dem Wege zu gehen. Feige war er, das war klar, sonst hätte er sie nicht auch noch eingesperrt, zu lächerlich!

Na, fort damit! eilig hinein zum Geburtstagskinde. —

Am Nachmittag hatte Edeltraut eine große Freude, Otto Wendtland kam mit seiner Mutter zum Gratulieren. Die junge Witwe brachte eine eigenhändig gebackene Sandtorte mit, sie wollte doch so sehr gern den lieben Menschen danken für all die Güte, die sie ihrem Sohn früher erzeigt. Die beiden Frauen fühlten sich mächtig voneinander angezogen, und bald saßen sie traulich plaudernd beisammen, als hätten sie sich schon immer gekannt.

Die beiden Jugendgespielen gingen dann später gegen Abend plaudernd in den Wald.

„Fräulein Edeltraut, wissen Sie noch, wie Sie mir damals hier die Asternbeete zeigten, wie wir da dachten, es wäre ein Zaubergarten?“ frug Otto lachend, „und wie wir dann ein Stück weiterhin die alte Mauer fanden? Ich bin nie wieder in die Gegend gekommen, wollen wir sie heute aufsuchen und noch einmal wie früher, wie Hänsel und Gretel hineinlaufen und das Pfefferkuchenhäuschen suchen? Wissen Sie nicht, in welcher Gegend die Mauer lag?“

Edeltraut wußte es nur zu genau, waren sie doch gar nicht weit ab davon. Aber sie wollte es nicht wissen, deshalb entgegnete sie jetzt nur leichthin: „Das wollen wir lieber nicht thun, wir wollen uns unseren

Märchentraum nicht durch die kahle Wirklichkeit zerstören —"

„Wissen Sie noch den Löwen und den bösen, schlafenden Zwerg?"

Edeltraut schrak leicht zusammen, denn sie erblickte durch die Bäume den soeben Besprochenen auf dem Mauerrand, den Rücken ihnen zugewandt. Rasch schlug sie einen anderen Weg ein, der von der Mauer abführte.

„Freilich," antwortete sie ganz unnötigerweise sehr laut, denn Otto hatte ganz gute Ohren, aber ihre Worte waren für einen anderen berechnet, „freilich weiß ich das noch ganz genau. Ich wünschte, der scheußliche Zwerg wäre für immer schlafen geblieben, dann hätte er doch wenigstens nicht all seine Bosheiten zu Tage bringen können, denn er ist nicht nur böse, häßlich und kraftlos, nein, er ist auch boshaft und spielt anderen Menschen Schabernack. Dann ist er zu allen Untugenden auch noch feige, schließt Menschen ein, damit sie sich nicht helfen können, und bei allem ist er auch noch dumm, er vergißt, daß Hunde schwimmen können. Pfui! über die häßliche Kreuzspinne, bitte, Herr Wendtland, treten Sie sie tot. Ich wünschte, ich könnte alle Kreuzspinnen tot treten."

„Hassen Sie die Spinnen so?“ frug Otto ganz harmlos und ahnungslos, wie Edeltraut sich soeben gerächt hatte.

„Ja, ich hasse alle Spinnen, groß und klein, ich verachte, ich verabscheue sie, doch die Kreuzspinnen am meisten!“ rief sie laut. „Doch reden wir von etwas so Häßlichem nicht weiter, kommen Sie lieber jetzt mit mir, ich muß Ihnen etwas sehr Niedliches zeigen,“ bat Edeltraut nun lebhaft, eilte aus dem Walde heraus auf eine große Wiese, wo der alte Schäfer Ferse seine Herde weidete.

„Sehen Sie dort die reizenden, süßen Tierchen,“ rief sie entzückt und eilte auf mehrere ganz junge Lämmchen zu, sie Otto zeigend. „Wo ist denn aber mein Liebling?“ fragte sie den Alten und blickte sich suchend um, „das mit dem schwarzen Mäulchen und den schwarzen Beinchen, womit die kleine Christel immer spielt.“

„Ach, sehen Sie nur, da drüben steht es, da drüben bei dem Rinde. Heute früh um fünf Uhr, wie ich mit meiner Herde auszog, waren die beiden noch so frisch und fröhlich wie die Fische im Wasser und hüpften um die Wette vor mir voraus. Dann, wie meine Frau mit dem Frühstück kam, saßen sie beide da drüben so vergnügt, sie trank ihr Schälchen

Milch, das Lämmchen auf dem Schoß und gab ihm immer von ihrem Frühstück ab. Nun kam auch noch der dritte Freund im Bunde der beiden, der alte Nero, Ihr Hund, dazu, auch dem wollte sie zu trinken geben. Aber er war bei schlechter Laune, er hatte ~~keine~~ keine Zeit für sie und Eile, heimwärts zu kommen, anders kann ich mir's nicht erklären. Er schnappte nach beiden und lief waldeinwärts. ‚Grobian!‘ rief die Kleine ihm nach, als ob er das verstehen müßte. Jetzt stehen sie da beide immer, lassen den Kopf hängen und haben keinen Hunger.“

„Das macht wohl die Hitze,“ tröstete Otto, „das wird schon wieder anders.“

„Ja, ich hoffe auch,“ entgegnete der Alte.

„Wann war denn das, wie Sie meinen Nero sahen?“ fragte Edeltraut eifrig.

„Na, die Stunde weiß ich nicht so genau, aber es war wohl so um acht rum.“

„Haben Sie ihn nachher noch einmal gesehen?“

„Ja, so um die Nachmittagszeit. Wie meine Frau hier war, sagte sie mir, sie hätte Ihren Hund durchs Dorf laufen sehen, der hätte aber Eile gehabt, oder war das gestern? Man wird halt alt. Nein — es war doch wohl heute.“

Vergnügt lachte Edeltraut vor sich hin, der Schabernack war dem Buckligen doch nicht gelungen.

„Guten Abend, Otto, wir haben uns aber lange nicht gesehen. Bitte, stelle mich dieser jungen Dame vor.“

„Studiosus der Philologie, Herr Wrede,“ kam der Angeredete mit steifer Begrüßung und abweisender Miene der Bitte nach. Rasch wandte Edeltraut sich um und sah einen hohen, schlanken, bildschönen jungen Mann vor sich stehen, dessen nachtschwarze, prachtvolle Augen sie mit leuchtendem Blick betrachteten.

„Sie müssen mir zugeben, gnädiges Fräulein, daß mein Schulkamerad mich ziemlich stiefväterlich behandelt, oder bist Du immer solch Eisblock? In der Schule saßest Du zwar in der Bank vor mir, aber darum brauchst Du mich nicht so zu behandeln. Oder trägst Du mir das nach, daß Fritz Kern Dich manchmal so uzte wegen Deines sauertöpfischen, misanthropischen Wesens?“

„Fritz Kern sprach nur stets das aus, was Du ihm zuflüstertest, er mußte immer für Dich die Kastanien aus dem Feuer holen, Du aber saßest dann stets als der Brave da, als das Theekind.“

„Du warst auch immer ein Schlappschwanz. Komm, Otto, Du siehst, ich bin nicht nachtragend, nun sei Du es auch nicht. Gieb mir die Hand; ich

mag als Knabe manchmal nicht recht gehandelt haben, doch das waren Kindereien, komm, wir wollen uns wieder vertragen."

Mit dem liebenswürdigsten, gewinnendsten Lächeln streckte er Otto die Hand entgegen, in die dieser, wie Edeltraut bemerkte, nur sehr zögernd einschlug.

Sie begriff den Freund nicht, er war doch sonst so gut und freundlich, was hatte er nur?

So, als wäre garnichts gewesen, wandte Herr Wrede sich wieder an Edeltraut. Er verstand sehr interessant und anschaulich zu sprechen, erzählte viel von Berlin und wußte bald Edeltrauts ganze Aufmerksamkeit nur auf sich allein zu lenken. Dabei flocht er ab und zu eine kleine Episode aus seinem Leben ein, wo er stets eine hervorragende Rolle gespielt, bescheiden wehrte er dann freilich immer alles Lob von sich ab.

Zu seiner geheimen Freude merkte er bald, wie die Augen des wunderlieblichen, weltfremden Mädchens oftmals voll Bewunderung an ihm hingen, der so welt-, form- und redegewandt zu ihr sprach.

„Gnädiges Fräulein sind wohl verwandt mit Apothekers und hier zum Besuch?"

„Nein, wir wohnen hier schon, solange ich denken kann. Wir wohnen hinten im Moor."

„So, das ist ja interessant. Ich hörte wohl einmal, daß dort ein alter Landdoktor, ein Herr Olim, mit seiner Nichte hauste, sah den alten Herrn auch wohl ein paarmal, Sie aber niemals.“

„Ich war auch noch nie im Dorf, nur ein paarmal in der Stadt mit meinem Onkel. Meine Mutter sah es nicht gern, wenn ich mich weit vom Hause entfernte, sie selbst war kränklich und stets sehr schwach auf den Füßen.“

„Wenn Sie erlauben, werde ich Ihnen in den nächsten Tagen einen Besuch abstatten, und dann, wir haben einen reizenden neuen Einspänner und ich kutschiere selber, werde ich mir erlauben, Sie und Ihre Frau Mama manchmal spazieren zu fahren.“

Edeltraut wurde ganz rot vor Vergnügen.

„Ach nein, das geht doch nicht,“ rief sie gleich darauf bedauernd, „ein Wagen kann auf dem Moorweg nicht fahren, ich erinnere mich, daß mir Onkel Olim dies schon ein paarmal erzählte.“

„Das thut mir unendlich leid,“ bedauerte Ernst Wrede betrübt.“

„Bitte, Edeltraut, wir müssen aber schneller eilen, es ist schon acht Uhr, und meine Mutter wird warten. Gute Nacht, Ernst.“ —

Dies war ein köstlicher Tagesschluß.

Edeltraut dachte noch lange an den herrlichen, jungen Mann, der so interessant zu erzählen wußte, dessen schönes Gesicht solchen gewinnenden Ausdruck trug. — —

Am nächsten Tage ging Edeltraut wieder auf die Wiese und erkundigte sich nach den Kranken.

„Ich habe sie beide zu Hause gelassen, es ist noch nicht besser,“ entgegnete der Schäfer bedrückt.

„Da werde ich Ihnen gleich mal meinen Onkel schicken, der wird ihnen sicher bald helfen.“

Das geschah. Onkel Olim kam zwar mit sehr ernstem Gesicht zurück, meinte aber, es würden bei beiden wohl nur die Schafblattern sein, und der Vorfall kam dem jungen Mädchen in Vergessenheit.

Nur der Hund war seit der Zeit verschwunden. Onkel Olim hatte einen neuen gekauft und ihr gesagt, er hätte gehört, ein vornehmer Fremder hätte ihn eingefangen und mit sich ~~mit~~ in die weite Welt genommen, er hätte es da ja sehr gut und würde furchtbar verwöhnt. Aber Edeltraut weinte ihm doch verstohlen manches Thränchen nach, hatte sie den alten Nero doch so lieb gehabt, ihn, den Freund ihrer Kinderjahre.

Selten verging nun ein Tag, an dem Ernst Wrede nicht im Moorhause vorsprach. Immer war er der liebenswürdigste, aufmerksamste Gesellschafter.

Am liebsten kam er, wenn die Damen allein waren, denn sonderbarerweise — so gütig und entgegenkommend der alte Herr sonst zu jedem war, — dem jungen Wrede gegenüber zeigte er stets eine mißtrauische Reserve, eine fast an Schroffheit grenzende Abgeneigtheit, und so wie der Herr, machte es auch der Hund, Nero knurrte und schnappte nach des jungen Mannes feiner, wohlgepflegter Hand, so oft dieser sich ihm schmeichelnd näherte.

Wußte Ernst, daß die Damen allein waren, dann erschöpfte er sich in Aufmerksamkeiten. Er brachte Mutter und Tochter die schönsten Blumen, las ihnen stundenlang etwas vor oder unterhielt sich mit ihnen.

Kam zufällig Otto mit seiner Mutter hinzu, dann war es förmlich auffallend, wie gespannt die beiden jungen Männer miteinander verkehrten. Dies war anscheinend aber nur einseitig, Ernst war und blieb stets liebenswürdig zu dem Schulkameraden und schien dessen abweisendes Wesen gar nicht zu bemerken.

Edeltraut, der des Freundes Benehmen unverständlich war, fand es höchst ungerecht, daß dieser ihm die Kindheitssünden noch nachtrug, und um dies

wieder auszugleichen, war sie dann doppelt freundlich zu Ernst und wandte sich am meisten an ihn, worüber Otto dann ganz traurig werden konnte.

Dessen Mutter, die still und fein beobachtete, hatte dies bald bemerkt und glaubte den Sohn zu verstehen, es war Eifersucht, weiter nichts. Nun, die Ferien waren ja bald zu Ende und ging Ernst dann wieder fort. Edeltraut war ja bis jetzt gleich harmlos zu beiden jungen Männern, wenn sie sich auch mehr zu Ernst im Gespräch wandte. Sie versuchte auf feine Weise das junge Mädchen immer mehr an sich zu ziehen und den jungen Wrede in der Unterhaltung von ihr abzulenken.

„Der Besitzer von Schloß Ginsterfelde, der junge Herr von Ginster ist ja, wie ich gehört habe, von seinen Reisen zurückgekehrt. Was ist dies eigentlich für ein Geisteskind?" hub sie das Gespräch mit diesem an.

„Ein ekelhafter Kerl ist dies! Verzeihen Sie, daß mir dies so herausfuhr, aber er ist mir zu unausstehlich, er ist boshaft und schlecht."

„Kennen Sie ihn denn so genau?"

„Nun, ich denke."

„Ach ja, richtig, er war ja wohl als Kind ein oder zwei Jahre bei Ihren Eltern in Pflege, weil er

so schwächlich war und der Vormund sich nicht mit ihm befassen wollte. Richtig, richtig, das hörte ich Dann müssen Sie ihn freilich kennen."

„Na und ob — ob ich ihn kenne. Boshaft ist er, feige und schlecht, stolz und eingebildet. Denken Sie, daß er mit mir spielte? Nein, dazu hielt er sich zu gut, immer verkroch er sich in Feigheit vor aller Welt. Aus Neid geschah es auch wohl, denn er hörte es stets mit an, wie die Leute mich lobten und für ihn nur ein Mitleid hatten, und neckte ich ihn dann oder sein Reh, schlug er gleich mit der Gerte um sich, die er stets bei sich trug."

„Woraus sehen Sie seinen Hochmut und Adelsstolz?"

„Nun, er spielte fast nie mit mir, sondern trieb sich immer nur um sein Schloß herum und um den verwilderten Park dazu. Ich konnte doch nicht dafür, daß ich nicht so häßlich und verwachsen war wie er, daß ich so leidlich gut aussehe, wenigstens als Knabe soll ich sehr schön gewesen sein, wenn jetzt auch nicht mehr sehr viel davon da ist. Ich war schöner wie er, kräftiger wie er, mutiger wie er, wahrheitsliebender wie er, denn das ist doch die Wahrheit, daß ich besser aussehe wie er, und er kann die Wahrheit eben nicht vertragen. Eines Tages war sein Reh tot, keiner

wußte wie. Wenn ich auch ahnte, daß er es wahrscheinlich selber in einem Anfall von Wut erdrosselt, war doch keiner froher wie ich, denn dies war die Veranlassung, daß er hier fort kam."

„Er ist jetzt der unmittelbare Vorgesetzte Ihrer Eltern, wenn —"

„Ja, ich verstehe. Nun, das können Sie mir glauben, so weltklug bin ich schon, ich lasse ihn den Haß, den ich gegen ihn habe, nicht merken. Meine Eltern haben ja ihren Vorteil von ihm, und da kann man heutzutage nicht wählerisch sein, der Zweck heiligt die Mittel. Aber, das weiß ich wohl, ich ruhe nicht, bis ich ihm einmal so recht etwas ausgewischt habe, denn oft genug habe ich ihm als Kind nachgeben müssen, weil meine Eltern sagten, ich dürfe es mit unserm zukünftigen Herrn nicht verderben. Wers Geld hat, hat die Macht, darum muß man sich scheinbar bücken, bis man auch einmal die Macht in Händen hat."

Edeltraut blickte verwundert von ihrer Handarbeit auf.

„Ich denke, ich gäbe einen ganz anderen Schloßherrn ab wie die bucklige Mißgeburt. Doch verzeihen Sie, ich habe mich fortreißen lassen von meinem Ekel für den Menschen. Vergessen Sie, was ich sagte, ich

mache eben aus meinem Herzen keine Mördergrube und sage schlicht die Wahrheit, wie ich es denke, und verstehe nicht schöne Redensarten zu machen. Ich war eben immer der Prügeljunge und deshalb —"

„Du?" der Prügeljunge?" fing Otto, der eben, gefolgt von Edeltrauts Mutter, aus dem Hause in die Laube trat, die letzten Worte auf. „Prügeljunge? und Du? Fritz Kern war stets Dein Prügeljunge. Du machtest die Bolzen, und er mußte sie verschießen, Du wußtest Dir schlauerweise aber stets den Rücken zu decken."

„Otto, Du beschuldigst mich hier ganz grundlos. Ist das Dein in der Schule so berühmtes Gerechtigkeitsgefühl, mich auf eine bloße Vermutung hin zu beschuldigen?"

„Thatsache ist es, mein Lieber, ganz wörtlich zu nehmen. Ich saß einst mit Fritz Kern in unsrer Laube und machte Schularbeiten, da kamst Du am Zaun vorbei, riefst ihn, stecktest ihm ein Stück Papier zu und gabst ihm Deine Befehle. Ich fragte jenen, was Du gewollt, er verriet Dich nicht, setzte sich aber eifrig und geheimnisvoll hin und schrieb einen Zettel. Am andern Tage war an unserer Ladenthür dieser Zettel angeklebt. Darauf stand von Fritz Kerns Handschrift zu lesen:

„O Eger, Herr der Loden,
Der Rock und Hos' erzeugt,
Mach' bess're Hosenboden,
Der mein' dem End' sich neigt.

Unser Herr Lindenblatt, auf den dies Bezug hatte, erwischte Fritz gerade, wie er ihn fest drückte, und er ergriff den armen Kerl und prügelte ihn windelweich."

„Und was habe ich damit zu thun?" Es geschah ihm recht Wir waren, aus der Schule kommend, an der Apotheke vorbeigegangen und sahen, wie Euer Herr Lindenblatt ohne Gesäß in Eurer Ladenthür verschwand. Es war damals gerade Jahrmarkt. Das hätte Fritz nicht thun sollen. Wenn er den Kleidermacher und Schneider Eger auch nicht recht leiden konnte, es war dies ein schlechter Streich von ihm."

„So, war es das, ein schlechter Streich, das giebst Du zu?"

„Ja, natürlich gebe ich das zu; wenn es mir auch leid thut, daß ich dies von meinem Freunde sagen muß, aber der Wahrheit die Ehre, das hätte er nicht thun sollen."

„So — nun da höre weiter. Ich guckte oben bei uns aus dem Fenster, sah, wie Du den Zettel anklebtest, hörte, wie Du Fritz zuriefst: „Nun, haue

Du noch einmal derbe mit der Faust drauf. Du wußtest, daß dies Herr Lindenblatt sehen mußte."

„I Blödsinn! das sagt doch garnichts weiter, als daß ich mich mutig wie immer für meinen Freund in Gefahr begab und sein Gedicht —"

„Bitte, Dein Gedicht. Ich fand nachher in unserm Garten den Zettel, den Du ihm zugesteckt und habe ihn noch, willst Du ihn sehen? Das Gedicht mit Deinem Namen unterzeichnet steht darauf."

„I, Otto, so sei doch nicht ungemütlich und pedantisch, das waren eben dumme Jungenstreiche, die weiter nichts zu bedeuten haben. Sieh nur Fräulein Edeltraut an, die sieht schon ganz erschrocken aus. Nein, gnädiges Fräulein, so schwarz, wie mich mein Schulkamerad da vor Ihnen malen will, bin ich wirklich nicht. Tempi passati! Und übrigens, man kann doch nichts weiter thun, wie seine Sünden bereuen und versprechen, sich zu bessern. Also komm her, alter Junge, sei gemütlich, komm, ich trage es Dir nicht nach," und in liebenswürdigster Weise streckte er Otto die Hand hin, in die dieser widerwillig die seine legte.

Edeltraut begriff wieder den Freund nicht. Wie konnte man so viel herzbezwingender, liebenswürdiger Offenheit, so viel ehrlicher Selbsterkenntnis nur so

viel Steifheit entgegensetzen. Der Freund schien ihr wirklich recht pedantisch.

Nun wußte der junge Philologe bald geschickt das Gespräch so zu wenden, daß der Abend nahte, und man hatte es kaum bemerkt.

Was war der Herr Wrede doch für ein lieber Mensch, dachte Edeltraut. Sie freute sich schon ordentlich, wenn er wiederkam.

An einem heißen Augustnachmittage kehrte Edeltraut von einem Besuch bei Frau Doktor Kern zurück.

Diese hatte das junge, liebreizende Mädchen ganz in ihr Herz geschlossen, und in der geheimsten Stille ihrer Seele erhoffte und wünschte sie nichts mehr, wie jene einst ganz als ihr Töchterchen in der Apotheke schalten und walten zu sehen.

Das holde Kind war ja zwar bis jetzt selber noch ganz harmlos, aber voll geheimer Freude hatte sie schon oft bemerkt, wie ihr Sohn des Mädchens Nähe errötend suchte, er liebte sie, das war klar. —

Das junge Mädchen mußte dabei den Wald passieren. Otto, der sie begleiten wollte, hatte sie zurückgeschickt, da eine mächtige, schwarze Gewitterwolke am Himmel hing und seine Mutter sich ängstigen könnte.

Sie selbst fürchtete sich nicht, der Weg war ihr ja doch so bekannt, und der große Nero, der zweite, war ja bei ihr. Kaum war sie ein Stückchen in dem Walde fortgeschritten, da fing es aber auch schon an zu tropfen. Edeltraut zog sich die Kapuze ihres Regenmantels hoch über den Kopf und schritt nun tüchtig aus.

Mit einemmal sah sie in der Ferne auf dem Wege vor sich den Buckligen ihr entgegenschreiten, einen mächtig großen Schirm in der Hand.

Er schien sie zum Glück noch nicht bemerkt zu haben. Darüber war sie froh, sie mochte ihm nicht begegnen, er war ihr zu unausstehlich.

Flink wie der Gedanke sprang sie vom Wege ab in den Wald, schwang sich leicht auf einen breiten Baum, befahl dem Hunde flüsternd, sich zu kuschen, und verharrte nun regungslos, den Atem anhaltend, bis der Verhaßte an ihr vorbeigegangen.

Nun war er ganz in ihrer Nähe. Gottlob! vorbei war er, ohne sie zu bemerken. Doch nein, ganz ruhig, als müßte es so sein, bog auch er vom Wege ab, trat auf sie zu und sagte ganz harmlos, als wären sie die besten Freunde von der Welt:

„Guten Abend. Sie suchten wohl Schutz hier vor dem Gewitterregen? Darf ich Ihnen meinen Schirm anbieten? Ich sehe, Sie haben keinen.“

„Ich danke, ich brauche ihn nicht.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich ihn eben nicht brauche.“

„Sie haben auch recht, Sie sind wohl genügend dort geschützt.“

Edeltraut hoffte, er würde sich nun entfernen. Doch nein, ganz ruhig stellte er seinen Schirm an den Baumstamm, auf dem sie saß, griff über sich in die Zweige und stieg — wenn auch mühsam und langsam — so doch sicher, in den Eichbaum ihr gegenüber und machte es sich dort bequem.

Voll geheimen Erstaunen sah sie ihm zu. Daß er kein Zwerg war, wußte sie ja nun schon längst, er war ein Buckliger, ein Herr von Ginster auf Schloß Ginsterfelde, welches ihm gehörte, aber daß er dies vollbringen konnte mit seinen dünnen Armen, hätte sie nie gedacht.

„Sie sehen mich so erstaunt an?“

„Ich wundre mich.“

„Warum?“

„Ich hätte Ihnen nicht so viel Kraft zugetraut.“

„Sie denken wohl, in dem erbärmlichen Körper stecke auch solch erbärmliche, schwache Seele? Da irren Sie sich. Mit Willenskraft kann man auch den schwächlichsten Körper besiegen.“

Edeltraut zitterte vor zorniger Empörung. Das war doch eine zu grenzenlose Frechheit, er wußte doch ganz genau, wie wütend sie auf ihn sein mußte, nun fing er da ein Gespräch mit ihr an, als wäre garnichts zwischen ihnen gewesen, garnichts vorgefallen. Wie falsch! Na, sie wollte es wenigstens nicht sein.

Im abweisendsten Ton von der Welt fragte sie ihn: „Warum sitzen Sie da? Warum gehen Sie nicht nach Hause?"

„Weil Sie nicht meinen Schirm nehmen wollen, und ich Sie hier nicht allein im Gewitter lassen werde. Der Blitz könnte Ihren Baum treffen, und Sie sich fürchten."

„Ich mich fürchten? ich fürchte mich höchstens —" sie brach ab.

„Sie wollten sagen, Sie fürchteten sich viel mehr, wenn die häßliche Kreuzspinne in Ihrer Nähe ist, nicht wahr?"

Sie nickte und schwieg.

„Sie halten mich für boshaft, schlecht, feige —"

Sie nickte.

„Sie denken, in dem denkbar häßlichsten Körper müsse auch immer die denkbar häßlichste Seele stecken?"

Wieder ein energisch zustimmendes Kopfnicken.

Ist Ihnen noch nie der Gedanke gekommen, daß

Sie sich doch vielleicht auch irren könnten, gewaltig irren?"

„Das ist unmöglich, gänzlich ausgeschlossen."

„Und doch irren Sie sich, auch in dem häßlichsten Körper kann eine edle Seele wohnen. Sie machen solch spöttisches, ungläubiges Gesicht. Sie denken an damals, wie ich Ihren Hund ins Wasser warf —"

Sie nickte.

„Und daran, wie ich Sie in Ihr Haus einschloß —"

Wieder ein verächtliches Kopfnicken.

„Sie denken, dies geschah aus Bosheit, aus Schabernack?"

„Aus welchem Grunde sonst?" fragte Edeltraut spöttisch.

„Hm — hm, ich danke Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie so wahr, so aufrichtig zu mir sind. Ich hasse nichts mehr, wie die Lüge, die Schmeichelei."

„Ich hasse die Falschheit."

„Das sagen Sie so mit Beziehung."

„Sie sind falsch!"

„Und was brachte Sie zu der Ansicht?"

„Sie thaten so, als liebten Sie Ihr Reh, betrauerten seinen Tod und warfen doch meinen Hund, den ich liebte, ins Wasser —"

„Und sperrten mich nur ein, damit ich ihn nicht retten könnte — das wollten Sie doch wohl eben sagen?“

„Ja, und — weil Sie wissen, daß ich Sie nun hassen und verachten muß, da Sie mir so viel Böses zufügen wollten, thun Sie nun hier, als wäre garnichts geschehen. Wenn mein Nero Ihnen auch das boshafte Vergnügen verdarb und gemütlich ans Land schwamm, Sie wollten ihn doch töten.“

„Und deshalb halten Sie mich für falsch?“

„Ja.“

„Von dem Verdacht kann ich mich nicht reinigen. — Aber ich sage Ihnen trotzdem, — ein schöner Körper und ein schönes Gesicht sind zwar ein herrlicher Empfehlungsbrief für das Leben, denn die Macht der Schönheit, der Sieg der Schönheit, besonders beim Weibe, ist groß, die Seele braucht darum noch nicht schön darin zu sein. Diese Menschen sind vielen Versuchungen ausgesetzt, denen sie meistens unterliegen, weil sie nur durch ihr Äußeres den Sieg erringen wollen. Ich aber denke, das Streben nach dem Edelsten, der eiserne Wille, die Kraft der Seele ist es allein, die vieles, die alles vermag, selbst den gebrechlichsten Körper kann sie stählen. Nichts ist zu hoch, wonach der Starke nicht vermag die Leiter an-

zusetzen, die Hand auszustrecken. Die geistige Größe, die Seelenschönheit trägt den Sieg davon.

Voll Staunen hörte Edeltraut ihm zu, sah sie ihn an.

Aus seinen Augen strahlte ein wunderbares Leuchten, sein ganzes Gesicht hatte einen so mächtigen, vergeistigten Ausdruck, ihr wurde ganz bange zu Mute. Rasch glitt sie vom Baum.

„Wenn Sie erlauben, nehme ich doch noch Ihren Schirm," sagte sie hastig und verließ eilig, von Nero gefolgt, den Zwerg, denn ihr wurde es ganz unheimlich in seiner Nähe.

Konnte er zaubern? Sie fand ihn plötzlich garnicht mehr so häßlich, nein, im Gegenteil.

Aber das, was er da gesagt, war ja alles nur Wortgeklingel, Mumpitz, schöne Redensarten, wie Herr Wrede immer sagte. Der hatte auch von ihm genug erdulden müssen, fand ihn boshaft, feige, falsch und schlecht. Und dieser kannte ihn ja ganz genau, mußte es ja wissen, und dem glaubte sie mehr. Sein schönes, lachendes Gesicht konnte nicht trügen, in dem steckte eine edle Seele. Dieses häßliche Gesicht dagegen und der Körper! Doch steckte in dem eine schlechte Seele, jener hatte es ja gesagt.

Kraftlos war der Bucklige nicht mehr, das mußte

sie ihm zugestehen, denn etwas Willenskraft gehörte ja dazu mit den schwachen Armen so hinauf zu klimmen, aber sonst — wo war denn seine edle Seele? Davon hatte sie noch nichts gemerkt.

Und boshaft war er doch auch unbedingt, warum wäre er sonst damals ins Moor hinausgelaufen? Bloß um den Hund, ihren Hund, in den Teich zu werfen; und dann ihren Schreck benutzend, hatte er sie mit hineingerissen in das Haus und dort eingeschlossen.

Doch was wollte sie sich darüber noch Gedanken machen, er ging sie doch nichts weiter an. —

Oftmals, wenn Edeltraut nun flink in Haus und Garten herumwirtschaftete, oder wenn sie mit ihrem Nähzeug in der Gaisblattlaube im Moorwäldchen saß, mußte sie trotzdem darüber nachdenken, wie sauer es dem Zwerg doch wohl geworden sein mußte, seinen schweren Körper bloß an den zwei Armen emporzuziehen.

An einem kalten Dezembernachmittag ging Marga mit Hans hinaus aus den Thoren der kleinen Stadt Scholwin spazieren, weit hinaus in den Wald. Sie thaten dies jetzt öfter, und die Tante hatte nichts da-

gegen, denn gleich nach Ostern sollte der Neffe ins Konservatorium kommen, mochten sie da noch zusammen sein so viel sie wollten; sie war so froh, wenn sie sie nicht sah.

Den Heimweg nahmen sie anders herum. In der Nähe des Vorwerks Podejuh war ein großer Teich und auf ihm versammelt die ganze Dorfjugend.

Abseits von allen standen zwei Kinder, ein Junge und ein Mädchen, arm aber sauber gekleidet, wie es schien, von den andern gemieden, denn sobald sie anfingen auch etwas auf dem glatten Eise zu schlittern, stoben die Kinder von allen Seiten aus ihrer Nähe, als wären jene nicht Kinder, sondern Raubtiere.

Mit erstaunten Blicken bemerkten das die beiden Spaziergänger.

Trotzdem fing das kleine Mädchen jetzt wieder an zu schlittern, sie wagte sich weiter und weiter.

Die schwarzen Augen des Knaben blitzten trotzig auf, wie er sah, daß alle Kinder vor seinem lieblichen Schwesterchen davonliefen, seine kleinen, festen Fäuste ballten sich, und schien er nicht übel Lust zu haben, die ihnen nachspottenden und -höhnenden Kinder durchzuprügeln, obgleich er kleiner und jünger war wie jene.

Fröhlich lief die kleine Schwester unerachtet des Spottes der andern weiter, immer weiter. Nun fingen

die Dorfkinder an sich anzustoßen, zu flüstern und zu kichern, die Kleine lief vorwärts, immer vorwärts, sich dem Vergnügen des Eislaufens ganz hingebend.

Plötzlich knisterte das Eis um sie herum, krachend zerbarst es, das Kind verschwand unter der Oberfläche.

Angstvoll schreiend wollte der Bruder sie rettend, am Röckchen ergreifend, emporziehen, doch das morsche Eis brach unter seinen Füßen, auch er stürzte hinein.

Keine helfende Hand rührte sich, sie zu retten.

„Um Gottes willen, sie ertrinken, Hilfe! Hilfe!" schrie Marga entsetzt auf und blickte sich ratlos nach Hans um.

Wo war er nur? Er stand doch vorhin noch neben ihr.

Wie gejagt eilte sie um die Mauer herum, die den Teich abschloß; vergebens verhallte ihr Angstruf, keine Hand der Umstehenden und neugierig Herbeieilenden rührte sich zur Rettung der Kinder.

Der Kopf des Knaben tauchte hervor, er griff angstvoll mit der Hand über sich und suchte sich am glatten Eisrand festzuhalten. O Erbarmen! er glitt ab, jetzt versank er für immer.

Da, im Augenblick der höchsten Gefahr erschien plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der bucklige Schloßherr auf der Bildfläche. Mit fester Hand er-

griff er rasch und energisch eine Leiter, die an einem Bauernhause gelehnt stand, wahrscheinlich um mit ihrer Hilfe das Strohdach auszubessern. Er warf sie blitzschnell über das Eis.

„Festhalten! um Gotteswillen festhalten!“ rief er dem eben nochmals auftauchenden Knaben zu, was dieser denn auch krampfhaft mit der einen Hand that, während er mit der andern die Schwester am Röckchen festhielt.

„Gnädiger Herr, um Gottes willen, lassen Sie ruhig die Brut dort ertrinken, um die ist es nicht schade, das will Gott so haben,“ hörte Marga einige Bauerfrauen, die am Teichufer standen und gleichfalls müßig zuschauten, rufen.

Trotzdem kroch dieser aber jetzt doch so schnell wie möglich auf allen Vieren die Leiter entlang. Hinter ihm her rutschte, von der anderen Seite kommend, ohne daß er es sah, Marga. Da sie flinker war wie der Bucklige, war sie auch eher zur Stelle, nahm rasch dem Knaben die schwere Schwester ab und kroch mit der kleinen Leblosen zurück ans Ufer.

Herr von Ginster ergriff den schon fast ganz erstarrten Knaben, zog ihn heraus und brachte auch diesen zurück ans Land, wo der soeben atemlos heranstürzende Hans ihn ihm abnahm. Dann verschwand

ersterer eilig, es dem Bauern überlassend, ob er sich seine Leiter wieder holen wollte. Zähneklappernd und wassertriefend lief der Knabe an der Hand des jungen Herrn Blew hinter Marga her, welche, die kleine Schwester auf dem Arm, in das nächste Bauernhaus eilte. Doch die Bäuerin, die auf der Thürschwelle stand, streckte ihr abwehrend die Hände entgegen und zeigte auf das Schäferhäuschen: „Dahin gehört die Brut."

Hans sprang eilig voraus und öffnete die Thür.

Es war eine zwar niedrige, aber äußerst behagliche Bauernstube, in die sie eintraten. Auf der Bank, die rund herum um den mächtigen Kachelofen lief, saß ein alter, würdiger Mann und schnitzte ein Paar Holzschuhe, während seine greise Ehehälfte am sauber gescheuerten Tisch saß und spann, von der Lampe freundlich beleuchtet.

Beide blickten erstaunt auf über die seltsamen Gäste.

Hans unterrichtete die erschreckten Leute nun kurz von dem Vorgefallenen, dann überließ er den Knaben dem Großvater, während Marga Wiederbelebungsversuche an dem kleinen Mädchen machte, die dann auch bald zum Resultat führten.

„Gott! ach Gott!" jammerte die Frau mit zittern-

der Stimme, „ich bin doch froh, daß sie noch lebt. Man weiß ja zwar nicht, was man sich da groß zieht, aber es sind doch nun einmal unsre Enkelkinder.“ Seufzend wandte sie sich ab und zerdrückte eine Thräne. Hans half dem Großvater, bald war der Junge trocken angekleidet, und die Geschwister machten Miene sich zu entfernen.

„Wir sind zwar nur einfache Leute,“ begann dies bemerkend jetzt wieder die alte Frau mit bittender Stimme, während ihr eine feine Röte in die welken Wangen stieg. „Herrschaften, Sie sind beide auch so kalt und durchgefroren, ich habe vorhin erst frischen Kaffee gebrannt und einen Kuchen gebacken, denn heut ist meines Mannes Geburtstag und vor vierzig Jahren wurde uns an dem Tage auch unser einziger Sohn geboren, würden Sie uns nicht die große Freude machen und die Ehre anthun, mit uns mit Kaffee zu trinken? — Er soll gleich fertig sein,“ rief sie erfreut, wie sie die zustimmenden Gesichter der Geschwister sah.

Geschäftig warf sie ein paar mächtige Scheite Holz in die Feuerung, setzte sich auf die Ofenbank und fing an, den Kaffee zu mahlen.

Hans und Marga, den beiden Waisen, wurde es so eigen wohl und gemütlich in dem Stübchen, wie es ihnen all die Jahre hindurch noch nicht bei Onkel

Rogge gewesen, freundlich sagten sie zu und setzten sich in das alte Ledersofa hinter dem Ofen in die sogenannte Hölle, wie man den Erker nannte, in dem es stand.

Es war so traulich und sauber im Zimmer, an dem Fenster ein paar rotblühende Geraniumtöpfe.

Nach einem Weilchen hörte Marga die kleine Christel rufen, welche sie vorhin in der Kammer nebenan in das saubere Bettchen gesteckt. Sie stand eilig auf und trat an das Lager der Kleinen. Zärtlich streckte diese die Ärmchen ihr entgegen. „Will bei Dir sein," bat sie, „bin auch ganz brav."

Marga hob sie aus den Kissen, wickelte sie in eine Decke und trug sie auf das Sofa, an den warmen Ofen.

Inzwischen hatte die alte Frau den Tisch sauber gedeckt, einen leckeren Kuchen und schöne Tassen mit großen, bunten Rosen bemalt, darauf gestellt, nun brachte sie den dampfenden Kaffee.

Marga gab der Kleinen aus ihrer Tasse zu trinken und streichelte ihr die blonden Locken. Der kleine Fürchtegott stand zuerst immer mit finsterem Gesicht von ferne, bei Margas freundlichem Bemühen um die kleine Schwester kam er aber allmählich näher und näher und stellte sich dann fest neben Hans, der ihn an seine Seite zog.

„Ich weiß nicht,“ fing die Greisin mit seltsam zitternder Stimme wieder an, „mir ist so eigen zu Mute, wenn ich Sie so ansehe, Herrschaften, so eigen ums Herz. Guck mal, Vater, gerade so sah doch unser Junge aus, ehe er uns verließ. Meinst Du nicht?“

„Hm, hm,“ kam es aus der Ofenecke.

„Sehen Sie,“ die alte Frau stand auf, nahm eine Photographie von der Wand, wischte mit ihrer Schürze darüber, damit kein Staub darauf hafte, „sehen Sie, Herrschaften, das ist er, mein Sohn, der heute vor vierzig Jahren geboren wurde.“

Erstaunt und sinnend hafteten eine lange Zeit Hansens Blicke auf dem Bilde.

„Lebt er noch?“ frug Marga.

„Nein, er starb vor zwölf Jahren,“ sie seufzte tief.

„Das sind wohl seine Kinder?“

„Ach nein, das sind die Kinder meiner einzigen Tochter. Ach, sie war als Kind so brav und gut, Sie glauben es nicht, so fleißig und so lieb, aber hübsch, ja, ja, leider hübsch und ein bißchen sehr fürs staaten, ja — ja —“ ihre Stimme zitterte.

„Komm, Mine, machs kurz,“ rief der alte Mann und stand auf, wie um sie am Reden zu hindern, „es wird dunkel, die Herrschaften müssen nach Hause. Gute Nacht, Herrschaften, gute Nacht, schönsten Dank,“

und er drückte beiden fest die Hand, „Gott vergelt's, was Sie an denen da thaten."

Die zitternden Hände der Greisin legten sich plötzlich auf die Häupter der beiden, „ich weiß nicht, wie mir ist, nehmen Sie es einer armen, einfachen Frau nicht für ungut, aber mir ist so anders zu Mut bei Ihrem Anblick, so — so, als könnte ich Sie garnicht fortlassen, als griffe mir's so ans Herz. Sie sind beide so gut, so gut zu den Kindern gewesen — so — so" — Thränen erstickten ihre Stimme, „der Segen der alten Frau kann Ihnen ja nichts schaden."

Rasch entfernten sich die Geschwister, beide tief ernst, schweigend und nachdenklich.

„Liebe Mama, die gebrannten Mandeln sind fertig, der Pfefferkuchen auch. Sieh her, bist Du zufrieden?"

„Es ist ja alles prächtig geraten, den Zuckerguß machen wir heute abend darauf. Nun lauf noch hin, mein Töchterchen, und hole alles dazu Nötige herein. So — nun setze Dich her zu mir und mache lauter Päckchen mit Kaffee, Zucker und Reis zurecht für Onkel Olims alte Patienten, die Dorfarmen, für die Kinder haben wir ja alles in Ordnung. Was meinst

Du, Onkel Olim, ob wir dieses Jahr die Fersesschen Enkel und die beiden alten Leute nicht auch beschenken?"

„Nein, liebe Marie, das geht nicht. Die Leute sind nicht arm uud bedürftig; daß das Unglück mit der Tochter über sie kam, dafür können sie nicht; es würde sie tief kränken, wollte man ihnen ein Almosen geben."

„Nein, ein Almosen soll es doch auch nicht sein, sie thun mir nur so unsäglich leid."

„Das glaube ich Dir, mir thun sie auch leid, aber sie würden es doch als Almosen auffassen. Glaube mir, Mitleid kann oft mehr weh thun, wie aufrichten, besonders wenn es sich in Gaben ausdrückt; es ist nicht allen leicht, freudigen Herzens und mit Dank zu nehmen. Wenn unverschuldetes Unglück über uns hereinbricht, uns verbittert, wie weh thut es dann, wenn unsres Nächsten noch so gut gemeintes, aber falsches Mitleid unsre geheimsten Herzenswunden bloßlegt. Nein, nein, ich weiß ja, wie gut Du es meinst, aber wie mancher Krug voll heißer Thränen wird oft schon vergossen worden sein nur dieses Mitleids wegen, welches einen Armen kränkte. Willst Du den Leuten eine Weihnachtsfreude bereiten, dann verlange etwas von ihnen oder zeige ihnen öffentlich Deine Achtung, denn das verdienen sie. Nur wenige giebt es, deren

Mitleid immer wohlthuend ist und unter den wenigen einer besonders, den ich hochschätze. Dies ist der Herr von Ginster, unser junger Gutsherr, der besitzt einen solchen seltenen Herzenstakt. Bin ich neulich bei dem alten Wrede; Ernst ist auch wieder da zu den Ferien, steht am Fenster und trommelt an die Scheiben. Mit einemmal höre ich einen Angstruf und springe auf.

„Bleiben Sie ruhig sitzen," ruft mir der junge Mann zu, „es ist nichts weiter, ich sehe hier nur ein Gottesgericht sich vollziehen."

„Wie meinen Sie das?"

„Die Fersechen Zwillinge sind eben ins Eis eingebrochen und ertrinken."

„Mensch," sage ich, „und das sagen Sie so ruhig hin? So stürzen Sie doch hinaus und retten Sie!"

„Das sollte mir einfallen, um die mir noch die Finger naß zu machen, Gott will es so, was soll ich da eingreifen? Mögen sie doch ertrinken."

„Scheusal!" rufe ich und eile hinaus. In dem Moment kommt Herr von Ginster um die Hausecke, ergreift kühn, mit starken Armen, eine Leiter, wirft sie aufs Eis, mit eigener Lebensgefahr, trotzdem ihn so und so viele Stimmen davor warnen, rettet er den Kindern das Leben, thut so, als wäre das garnichts weiter, überläßt dieselben ein paar Fremden, bittet

mich, der ich ihm herzlich die Hände entgegenstrecke, doch nach den Geretteten zu sehen und verläßt dann eilends das Dorf, sich damit verlegen jedem Dank entziehend und so natürlicherweise auch dem der alten Schäfersleute. Das nenne ich Herzenstakt, so feinfühlend und zart, ja, in dem steckt ein ganzer Mann, eine Feuerseele in diesem gebrechlichen Körper, ich schätze ihn unendlich hoch. Der sieht mir auch so aus, als hätte er schon manches Krüglein mit Thränen gefüllt, welche falsches Mitleid ihm ausgepreßt, dadurch ist er so zartfühlend mit andrer Leid geworden. Und eine Willenskraft steckt in dem, großartig, auf Wunsch seiner verstorbenen Mutter hat er Theologie studiert, auch seine Examina glücklich und glänzend bestanden, sein Organ und seine Körperbeschaffenheit hindern ihn zwar daran sein Amt auszuführen, aber er hat doch erreicht, was er sich vorgenommen — gewollt —, trotz seiner Gebrechen."

„Das ist aber eine Schande, keine Hand rührte sich, die Zwillinge zu retten?"

„Nein, niemand kam herbei, um des Schäfers Enkelkinder aus dem Wasser zu ziehen. Nur er, unser junger Gutsherr war es, er allein mit seinem schwächlichen, gebrechlichen Körper wagte sich auf das morsche Eis trotz allen Abredens. Dann wartete er

auch nicht den Dank der Alten ab, nein, im Gegenteil, ihn, der allein durch seine Geistesgegenwart die Kinder rettete, sah ich sofort seinem Schlosse zueilen. Wahrlich, ein edler Mensch, der Schloßherr."

„Diese Feigheit, diese Herzlosigkeit, nein, das hätte ich aber Herrn Wrede niemals zugetraut."

„Dem, liebe Marie, dem traue ich noch viel mehr zu, der ist nicht allein feige und herzlos, er ist auch schlecht. Du weißt, ich mochte ihn niemals gern. Nun höre nur weiter, welche schöne Seele in dem bildschönen Körper steckt. Da er auch zwei Semester Theologie studiert hat, hatte er vorigen Sonntag sich erboten im Konfirmandensaal in Podejuh zu predigen. Wie Du weißt, war ich auch hingegangen. Da hat dieser Mensch denn aber eine Predigt losgelassen, nun ich sage Euch, es war geradezu bombastisch, über die Rotte Korah, die der Herr selber vernichtet hätte, und hier im Dorfe gäbe es auch solche Rotte Korah. Der liebe Gott könnte doch kein Wunder thun, um solcher Leute wegen und sich die Erde öffnen lassen, um sie zu verschlingen. Wenn er aber das Eis sich öffnen ließe, um sie zu verderben, da käme denn nun ein Mensch daher und zöge sie hervor und mache damit sein Strafgericht zu nichte. Der Herr Christus hätte doch selber geredet von der Palme, wenn sie verdorret,

solle man sie ins Feuer werfen und sie verbrennen. Gott wird aber kommen mit seinem Zorn und Euch alle vernichten, deshalb, weil ihr seine Stimme nicht gehört habt, seinen Willen nicht gethan habt. Ich aber sage Euch, irret Euch nicht, Gott läßt sich nicht spotten, und was der Mensch säet, das muß er ernten, denn Gott wird die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, und so weiter ging es fort in furchtbarer Rede über die Rotte Korah, die verfolgt und verdammt werden soll bis in alle Ewigkeit. Die ganze Gemeinde wußte doch genau, was und wen er damit meinte, denn das konnte ja ein Blinder fühlen. Haben sie sonst schon die Zwillinge gemieden, als wären sie aussätzig, jetzt meiden sie auch die armen, alten Leute, die doch stets ehrenwert in ihrer Mitte sich gezeigt haben. Der Ernst ist zwar ein bildschöner Mann, aber sein Charakter ist mir gerade nicht sehr sympathisch, den halte ich für schlecht. Öffentlich hat er an ihrer Herzenswunde gerührt und sie vor aller Welt bloßgelegt, das ist schlecht."

Mit vor Aufregung zitterndem Herzen hatte das junge Mädchen der Erzählung des Onkels zugehört. Warmes Mitleid flutete in ihr auf. „Wenn die alten Leute am heilig Abend wieder im Betsaal sind," dachte

sie, „dann will ich zu ihnen gehen und ihnen herzlich die Hand schütteln vor allen Leuten.“

Der Weihnachtsabend war gekommen. Das Häuschen am Moor glänzte vom Boden bis zum Keller vor Sauberkeit und duftete nun gar festlich nach Tannen, Wachslichtern und Pfefferkuchen, der Gäste harrend, die kommen sollten, denn Frau Doktor Kern hatte sich mit ihrem Sohn zum Logierbesuch angemeldet, um mit den ihr so werten, lieben Freunden das Christfest zusammen zu verleben.

Wo die Lieben nur blieben? Es war schon fünf Uhr vorbei, den Armen war einbeschert worden, und die Leute hatten sich zufrieden oder auch nicht, dankend und humpelnd entfernt; um nach Scholwin in die Kirche zu gehen und dabei nachzufragen, war es zu spät.

Endlich, da kamen sie mit Paketen beladen, von den Gastgebern freudig begrüßt.

Nachdem sie sich an einer Tasse heißen Thee nnd dem wohlgeratenen Festkuchen erquickt, machten sich alle auf, die Gäste, Onkel Olim, Frau Marie und Edeltraut und begaben sich ins Schulhaus, um der Andacht, die der Schullehrer dort immer hielt, beizu-

wohnen, denn am Weihnachtsabend hatten die Pastoren in ihren Kirchen zu predigen.

Gar feierlich sah es in dem Konfirmandensaal aus. Auf dem Podium stand eine kleine, mit Tannenzweigen geschmückte Kanzel uud zu beiden Seiten des Harmoniums zwei mächtig große, brennende Weihnachtsbäume, und unter ihnen aufgestellt ein prachtvolles Transparent, die heilige Nacht von Correggio darstellend. Dies alles sah so weihevoll, so feierlich und festlich aus, stimmte so mächtig zur Andacht und dabei duftete es so köstlich nach Tannen. In einer Ecke, ganz getrennt von den andern, saß der alte Schäfer Ferse mit seinem Weibe und den Zwillingen.

Bald füllte sich der Saal bis zum letzten Platz, aber die letzten, die hineintraten, blieben lieber stehen, als daß sie sich auf die leere Bank in die Nähe der Schäfersleute setzten. Wie Aussätzige saßen sie dort allein, gedrückt und verachtet — still, verlassen.

„Der Herr Schullehrer ist krank geworden und die Pastoren in Scholwin haben heute keine Zeit für uns, wer wird da nur heute abend die Andacht lesen?“ hörte Edeltraut einen Nachbar den andern fragen.

Nun schlug es sechs Uhr, ein Flüstern ging durch die Reihen, jetzt mußte sich dies entscheiden.

Man hörte rasche Schritte und nun — und nun

stieg es aufs Podium, eine wunderliche, lächerliche Figur war es, die dort erschien, der junge Gutsherr in Amtstracht, in welcher er sich gar komisch genug ausnahm.

Jetzt setzte er sich ans Harmonium und präludierte mit meisterhaftem, weichem, zartem Anschlag und Spiel, nun ging er allmählich zu der Melodie über: Stille Nacht, heilige Nacht.

„Mich soll bloß wundern, wer heute vorsingt," hörte Edeltraut halblaut Amtmanns Ernst hinter sich seinem Nachbar Fritz Kern zuflüstern, „ich habe den Schleicher nie leiden mögen, ich helfe ihm nicht aus, das weiß ich, darauf kann er sich verlassen. Die Bauern fangen nicht von selber an zu singen, das weiß ich auch bestimmt, ich gönne ihm von Herzen die Schlappe. Die Leute sind zu sehr daran gewöhnt, daß ihr Kantor ihnen vorsingt, und dann singen sie erst im Chor die Strophe nach. Schadenfreude ist doch die reinste Freude. Heute blamiert sich der da unsterblich, macht sich grenzenlos lächerlich vor der ganzen Gemeinde."

Edeltraut hörte alles mit an.

Das Vorspiel war zu Ende, nun mußte der Gesang beginnen, eine peinliche Stille entstand.

Herr von Ginster präludierte weiter und weiter.

Die Stille wurde unheimlich, des Spielenden Antlitz färbte sich dunkelrot in hilflosester Verlegenheit.

Ein heißes Schamgefühl übergoß Edeltraut, ihr klopfte das Herz zum Zerspringen, der arme Mann dort oben that ihr grenzenlos leid.

Mit einem plötzlichen Entschluß ermannte sie sich, und laut und feierlich klang es plötzlich durch den Raum von wundervoller, weicher Mädchenstimme gesungen, erst zitternd, dann aber immer fester werdend: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Otto, seine Mutter, Onkel Olim und Frau Marie fielen kräftig ein und mächtig und brausend sang die ganze Gemeinde mit die drei Verse zu Ende.

Nun stieg der Bucklige auf die Kanzel. Wenn sein Organ auch nicht schön war, so klang es doch voll und laut durch den Raum.

Zuerst verlas er das Weihnachtsevangelium, dann begann er: „Geliebte Gemeinde, wir sind heute hier zusammen gekommen, um das heilige Christfest in Gemeinschaft zu feiern, das Fest der Liebe, wo Gott uns seinen eingeborenen Sohn gab, daß er für uns leiden, für uns sterben sollte. Damit wir von unsern Sünden erlöst würden, nahm er alles auf sich, was wir gethan.

Er vergab den Menschen allen Schimpf, alles

Böse, was sie ihm zugefügt, er vergab sogar dem Mörder, dem Schächer am Kreuz in der letzten Stunde und sagte ihm: Heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein. Und nun sollte Gott, der ein gütiger Gott, ein Gott der Liebe ist, nun sollte dieser Gott ein Geschöpf, welches er selbst geschaffen hat, nur geschaffen haben, damit die Menschen ein Ärgernis an ihm hätten?

Nein und tausendmal nein, wen Gott der Herr geschaffen hat, den will er auch erhalten nach seinem Wohlgefallen, zu seinem Werkzeug. Kommt, geliebte Gemeinde, laßt uns noch wirken, solange es Tag ist, laßt uns die Schwächen unsrer Nebenmenschen tragen, laßt uns gut und groß handeln, laßt uns trösten und aufrichten, wo wir können.

Und weiter. Wohl heißt es, Gott wird die Sünde der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, wohl sagt er dies, aber warum?

Damit die Erben sich hüten sollen — die verderblichen Anlagen in sich zu ersticken suchen. Ich aber sage Euch, wer da steht, der sehe ja zu, daß er nicht falle. Es wird mehr Freude im Himmel sein über einen Sünder, der Buße thut, wie über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Jesus nimmt die Sünder an und isset mit ihnen.

Dieser Jesus, der heute vor 189 ... Jahren als neugeborenes Kind in der Krippe lag und dessen Geburtstag wir feiern, that es, damit ist aber nicht gesagt, daß man erst sündigen muß, um Christi teilhaftig zu werden. Nein, wir Menschen alle sind mehr oder minder von der Natur mit Gebrechen geboren, sei es an der Seele, sei es am Körper, wer unter Euch kann sagen: Ich bin ohne Sünde?

Es ist wohl keiner unter uns, der nicht seine Kinder liebt, und wenn Ihr heute nach Hause gehet und findet ein Kindlein hungernd und frierend am Wege sitzen mit Ungeziefer und Lumpen bedeckt, wird es da nicht viele unter uns geben, die Erbarmen mit dem Kindlein haben —, denn es kann nichts für sein Elend —, die es tränken und speisen, kleiden und reinigen?

Sicher, liebe Gemeinde.

Käme aber nun ein Mensch des Weges daher und erschlüge dies Kindlein, würden wir da nicht alle schreien: Fluch über den Mörder! was that ihm dieses Kind? Es konnte nichts für sein Elend. Wenn wir dagegen nun ein Kindlein finden sauber gekleidet, wohl gesättigt und gesunden Körpers, aber hungernd, frierend und durstend nach Trost, schmutzig und in Lumpen gehüllt an der Seele, nicht wahr, meine liebe Ge-

meinde, da wird es doch wohl niemand unter Euch geben, der nicht hinginge und gäbe dem Kindlein von seinem Seelenreichtum, damit es nicht verschmachtet und verdurstet nach Trost, damit es bekleidet und erwärmt wird, damit es nicht krank, elend und verzweifelt hinausläuft in die Welt, vielleicht in den Tod? Nicht wahr, liebe Gemeinde, da wird es doch niemand unter uns geben, der einen Stein aufnehme und erschlüge die Seele des Kindes? Denn, ob wir Mörder des Leibes oder der Seele sind, das ist vor Gott gleich.

Glücklich der Mensch, der in der Fülle sitzet entweder des Wohlstandes oder des guten Namens, Leumundes, der Ehre oder des guten Charakters: Wer aber kann sagen, es ist mein Verdienst, daß ich gerade an der Stelle geboren bin, in der guten Familie?

Das wäre geistiger Hochmut; und deshalb wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solches ist Gott wohlgefällig. Und was ihr thut an einem der Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan, spricht der Herr. Darum, geliebte Gemeinde, wollen wir uns alle heut, an diesem Festtage der Liebe, das Versprechen geben, daß wir auf keinen unsrer Nebenmenschen einen Stein werfen wollen, nein, wir wollen uns gegenseitig in Geduld und Liebe

tragen, ganz besonders die unmündigen Kindlein, damit Gott uns nicht für unsern Hochmut straft.

Laßt uns handeln und leben Gott zur Ehre, damit wir Frieden haben auf Erden in unsern Herzen allezeit in Liebe und Geduld. Laßt uns edel sein, hilfreich und gut.

Meine geliebte Gemeinde, einer trage des andern Last, denn uns allen ist heute der Heiland geboren, und uns allen sagt heute der Engel: Fürchtet euch nicht, siehe, ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute der Heiland geboren. Ehre sei Gott in der Höhe und Friede — Friede — Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. Amen."

Die Worte des häßlichen Mannes da drüben waren so mächtig, so packend, so ergreifend in die Herzen der Zuhörer gefallen, es gab wohl kaum ein Herz, das sich nicht erschüttert, bis ins tiefste Innerste aufgerüttelt fühlte. Solche Predigt hatten diese Dörfler noch nie gehört.

Ein seufzendes Aufatmen ging durch den ganzen Raum, wie er geendet. Atemlos vor Erstaunen und Verwunderung hatte Edeltraut dieser Predigt gelauscht, starr in das Gesicht des Mannes da drüben blickend.

Wie machtvoll sah seine Stirn aus, wie veredelt und vergeistigt das häßliche Gesicht, es trug einen

Ausdruck, eine Seelenschönheit, die größer war wie alle körperliche.

Nachdem nun das Vaterunser gesprochen, stimmte sie: „Vom Himmel hoch, da komm ich her“, an, worin die ganze Gemeinde wieder voll einfiel.

Wie sie sich dann erhoben, und Edeltraut sich umblickte, war der Redner sowohl wie auch die Schäferfamilie verschwunden. Sie konnte letzteren leider nicht mehr die Hand drücken, wie sie so gern gewollt.

Schweigend gingen sie nach Hause, jeder tiefernst seinen Gedanken nachhängend.

Wie sie an dem Schäferhäuschen vorbeikamen, war dort alles still und dunkel. Nachdem sie in den winterlichen, schweigenden, schneebedeckten Wald eingetreten waren, sahen sie plötzlich eine kleine, häßliche Figur vor sich auftauchen.

„Da geht er,“ flüsterte Otto.

„Jawohl,“ entgegnete Onkel Olim, „er eilt nach Hause zu kommen, dort in den Seitenflügel des Herrenhauses, wo er für sich allein ein paar Zimmer bewohnt. So — jetzt biegt er ein — da bei den Asterbeeten — doch still, was ist das?“

Unwillkürlich blieben alle im Waldesdunkel stehen.

Von der andern Seite her kam ein merkwürdiger Zug, nun hielt er vor der Gitterthür still. Auch der

Bucklige war unwillkürlich stehen geblieben, jetzt hatten sie ihn erreicht. Voran schritt der Schäfer Ferse mit entblößtem Haupt, seine silberweißen Haare leuchteten förmlich auf im hellen Mondschein, in der Hand trug er einen kleinen, brennenden Weihnachtsbaum; hinter ihm her folgte sein Weib mit den Zwillingen an der Hand.

„Gnädiger Herr — Herr," sprach der Alte mit vor Bewegung zitternder Stimme, „Sie haben uns heute ein Weihnachtsfest geschenkt, so groß und so herrlich — wie — wie, Herr, Sie haben in unseren Herzen einen Weihnachtsbaum angezündet, so groß, daß — daß er uns für immer leuchtet, — Herr, Sie sind heute auch so allein, haben niemand, der Ihnen einen Baum ansteckt, — gnädiger Herr, hier nehmt unsern, wir brauchen nun keinen andern mehr. Wenn die Kinder nun nicht gut werden, dann — das je vergessen — Herr, Sie haben uns den Glauben wiedergegeben, Herr, Sie haben uns die Hoffnung wiedergegeben. Sie sind selber wie der Engel Gottes am Christfest zu uns herniedergestiegen und haben uns den Heiland, den Erlöser zum zweiten Mal wiedergebracht. Gnädiger Herr, wir danken — Ihnen — Gott segne Sie und gebe Ihnen ein großes Glück," und ehe der Bucklige es sich noch versah, bückte der Greis sich nieder und küßte ihm die Hand.

Nun kam die Alte herbei. „Gnädiger Herr, am Körper sind sie rein, dürfen sie Ihnen die Hand küssen?“ bat sie mit bebender Stimme. „Wenn Sie uns helfen, werden die da nicht verloren gehen. Gute Nacht,“ und fort gingen sie wieder.

Der Bucklige stand allein in seinem Garten, den brennenden Weihnachtsbaum in der Hand, und Edeltraut sah langsam helle Thränen über seine häßlichen Wangen rollen, und die schimmernden Thränen sah sie im Mondlicht aufleuchten.

„Ich wünschte, ich könnte mit dem edlen Mann dort bekannt werden,“ sagte Otto im Weiterschreiten, „das scheint mir ein seltener Charakter zu sein.“

„Ja, lieber, junger Freund, das wünschte ich Ihnen auch,“ entgegnete Onkel Olim, „dieser gebrechliche Körper birgt einen schimmernden Edelstein in sich.“

„Guten Abend, Herr Doktor.“

„Ach, Sie sind es, Lemke; na, was bringen Sie denn?“

„Ein Paket.“

„Geben Sie her, da brauchen Sie nicht noch erst den weiten Weg über das Moor zu machen.“

„Na, das wäre nicht schlimm, bei mir zu Hause ist es seit dem Tode der Frau auch gerade nicht gemütlich.“

„Na, da kommen Sie mit uns," rief Frau Marie freundlich, „ein behaglicher, warmer Platz in der Küche, ein Stück Weihnachtsstolle und ein Topf Warmbier sollen Sie haben."

„Das Paket ist für Fräulein Edeltraut," erzählte der Briefträger, rüstig neben den andern einherschreitend.

„Für mich?" verwunderte sich diese, „ich habe doch noch nie in meinem Leben ein Paket bekommen, da bin ich doch gespannt. Von wem ist es denn?"

„Absender K.", antwortete Lemke.

„Na, Kinder, denn man erst hinein," rief der Hausherr, „wir werden ja alles sehen, erst wird beschert."

So geschah es. Nachdem sie sich alle ihre kleinen Geschenke gegenseitig unter dem brennenden Baum überreicht hatten, den Onkel Olim entzündet, öffnete Edeltraut ihre große Kiste.

Ein Ah der Bewunderung entfuhr ihren Lippen, gleich darauf flog sie, Thränen kaum zurückhaltend, Onkel Olim um den Hals, „das bist Du gewesen, kein anderer," rief sie glückselig."

„Nein, klein Putz, da irrst Du Dich gewaltig, gegen den Dank muß ich mich leider energisch verwahren."

„Oh, Mama, dann ist es von Dir?"

„Nein, mein Kind, auch ich habe Dir dies Geschenk nicht gemacht.“

Da Edeltraut bei Frau Kern und Otto ihren Dank auch nicht anbringen konnte, wurde sie stutzig. Von wem, von wem konnte dies nur sein?

Es war ein großes Ölbild, wunderbar schön, plastisch und wie lebendig gemalt.

„Nero,“ rief sie, „mein guter, alter Nero, ach, wie herrlich, wie täuschend ähnlich und welch schönen Ausdruck hat er in seinen guten, braunen Augen!

Oh, Onkel Olim, das ist das beste von allem, was ich heute bekommen.“ —

Die Nacht konnte Edeltraut, die sonst einen so herrlichen Schlaf besaß, doch nicht einschlafen, zu viel, zu viel war es, was ihre junge Seele bewegte.

Sie schämte sich, daß sie im Schulsaal gesungen, und doch würde sie es gleich noch einmal thun. Sie konnte den Buckligen ja doch nicht leiden, seinetwegen that sie es ja auch nicht, aber die Andacht der ganzen Gemeinde wäre gestört gewesen. Pfui! über den schönen Ernst!

Dann die kleine Scene im Walde, wie herzbewegend und tief ergreifend war sie gewesen, und nun wieder der unbekannte Geber ihres Bildes.

Gegen Morgen, wie die Natur endlich ihr Recht

verlangte, spielte das Erlebte noch mit in ihre Träume hinüber. Einen ganzen Krug voll schimmernder Thränen sah sie aus den Augen des Buckligen laufen und ihr wurde so seltsam weh dabei ums Herz, die hatte er geweint über das unverschuldete Unglück, was ihn getroffen, über das falsche Mitleid, welches er so haßte. Dann sah sie ihn wieder vor sich als häßlichen, buckligen Zwerg, und sie betrachtete seinen Höcker und lachte mit dem schönen Ernst darüber, und plötzlich sprang dieser Auswuchs auf, wie sie einst bei einer Raupenpuppe gesehen und langsam rollten ein Paar Engelsflügel aus ihm hervor, schwingend falteten sie sich auf, silbern in schimmernde Thränen getaucht, und sie breiteten sich aus, beschirmten die Welt und unter ihrem Schutz saß die Schäferfamilie und segnete ihn und betete ihn an als den Engel, der zum zweitenmal ihnen den Heiland verkündet. —

„Adieu, Onkel Olim, adieu, mein süßes Mutting, ich muß durchaus ein Paar Holzschuhe haben, durch den Schnee komme ich so doch nicht mehr durch mit meinen Gummistiefeln, da will ich zum alten Ferse gehen und ihn darum bitten, daß er mir ein Paar macht. Darf ich?“

„Ei, ei, klein Putz, ich hätte nicht gedacht, daß Du solche kleine Heuchlerin wärest, na wart', ich merke Deine Schliche," neckte der alte Herr sein errötendes Nichtchen, „na, meinetwegen, dann laufe nur zu, ich schenke sie Dir zum Neujahrsgeschenk."

Seelenvergnügt schritt Edeltraut hinaus in die schöne, frische Winterluft.

Endlich hatte sie einen Grund gefunden zu den alten Ferses zu gehen. Gesehen und gesprochen hatte sie ihn, den Schäfer, ja schon manchmal, aber doch nur höchst selten, wenn sie zufällig mal in die Nähe seiner Herde kam, sonst nie.

Bald hatte sie das Dorf erreicht, und nun stand sie vor dem Schäferhäuschen. Sie öffnete die Halbthür und trat auf den kleinen, sauberen Hausflur, dessen roter Backsteinfußboden mit schönem, weißem Sand und Tannenzweigen bestreut war.

Schüchtern klopfte sie an die Stubenthür. Auf ein verwundertes Herein trat sie nun verlegen hinein in die niedrige, aber große, blitzsaubere Stube.

Erstaunt und fragend blickten die alten Leute sie an, die einträchtig zusammen am Tisch saßen und wohl eben etwas gesucht hatten, denn ein Pack vergilbter Briefe lag auf dem Tisch.

Stotternd, mit verlegenem Erröten, brachte das

junge Mädchen nun ihre Bitte vor, herzlich und kindlich zugleich.

Freundlich ging der Schäfer darauf ein, meinte aber, er wüßte nicht, ob seine Schuhe ihr gut genug wären. Der Alte holte nun langsam sein Metermaß hervor, und seine Frau nötigte sie zum sitzen nieder.

Mit großem Interesse betrachtete sie verstohlen die beiden alten Gesichter; ein seltsames Leuchten war in den beiden alten Augenpaaren und in den welken Gesichtszügen aufgegangen, und dieses Licht hatte der Bucklige in ihnen angezündet. Er mußte sich doch eigentlich furchtbar glücklich fühlen, daß er so etwas vermocht.

Der Schäfer nahm ihr nun Maß, und Edeltraut blickte sich dabei in dem Stübchen um und auf die Blumen am Fenster, in die so freundlich die Sonne hinein schien; das Spinnrad war heute ganz in die Ecke gerückt.

„Haben Sie wieder junge Lämmer?“ fragte Edeltraut, bloß um etwas zu fragen.

„Nein, die kommen erst zum Frühjahr,“ entgegnete der Alte.

„Was ist denn aus den vorjährigen geworden, sind die verkauft?“

„Ja, alle.“

„Das eine auch, was so niedlich war, wissen Sie, mit dem schwarzen Maul und den schwarzen Beinchen?“

„Nein, das ist doch tot, das ist doch nach Leipzig an die Tierarzneischule gekommen, da lernen die Doktors dran.“

„Tot ist es? Woran ist es denn gestorben?“

„Hat Ihnen denn das Ihr Onkel nicht erzählt? Sie haben ihn uns doch damals geschickt. Es hat mir ordentlich ans Herz gegriffen, wie ich das Tierchen da an dem Strick herumwüten sah, und zu denken, daß es dem Kind beinah auch so gegangen.“

„Wieso? Ich verstehe Sie nicht. Woran ist es denn gestorben?“

„An der Tollwut. Ihr Nero hatte doch damals alle beide gebissen. Unser guter, gnädiger Herr traf mit Ihrem Onkel damals bei uns zusammen, da hat er es gleich gewußt und es Herrn Doktor Olim gesagt. Dieser wollte es erst durchaus nicht glauben, er hat aber trotzdem von einem Herrn Pastor oder so drum rum etwas schicken lassen, damit hat er die Christine geimpft aus Vorsicht, und die wurde auch gleich wieder besser und gesund. Bei dem Lamm that er es nicht, er wollte sehen, ob unser junger, gnädiger Herr Recht hatte, und richtig, nach neun Tagen ging es bei dem armen Tierchen los. Auf freiem Felde

hatten sie es angepflockt, ganz gegen seine Natur hat es getobt und den Erdboden aufgewühlt, ich konnte es nicht mitansehen, es war zu furchtbar, bis es endlich tot war. Und nun zu denken, so wäre es mit der Kleinen beinahe auch gegangen, wenn unser junger, gnädiger Herr und Ihr Onkel nicht vorgebeugt hätten. Die Leute sagten ja zwar, das wäre ein Gottesgericht gewesen, aber mich deucht, die Strafe war doch wohl gar zu hart."

Erstaunt hörte Edeltraut dem Alten zu. „Und was wurde denn mit meinem Hund?"

„Na, der war doch auch toll. Ein Glück, daß ihm unser junger, gnädiger Herr ein rasches Ende gemacht, der hätte noch viele Menschen beißen können. Er hat dadurch großes Unglück verhütet."

„Wußte man denn genau, daß er toll war?"

„Daran ist kein Zweifel. Die Doktors aus der Tierarzneischule haben ihn ja mit aller Vorsicht aus dem Sumpf hervorgeholt und untersucht, es war schon so."

Mit großen, starren Augen, schreckensbleich, blickte Edeltraut den Alten an.

„Na, da habe ich wohl, wie es mir scheint, etwas Schönes angerichtet," sagte der Schäfer verlegen und

kratzte sich hinter den Ohren, „ich dachte, Fräulein wüßten das alles durch Ihren Herrn Onkel."

„Mein armer, armer Nero," klagte Edeltraut traurig.

„Der war ja schon so alt und ihm ist wohl," tröstete der Greis, „unser gnädiger Herr hat seinen toten Kadaver ganz behutsam fortschaffen und in seinem Park hat er ihn begraben lassen. Da hat er solch schönes Plätzchen. Es thut mir so sehr leid, daß ich Ihnen das alles erzählt habe."

„Sie konnten es ja nicht wissen, daß mein guter Onkel, aus Liebe für mich, mir alles verschwiegen. Machen Sie sich keine Gedanken weiter darüber, früher oder später hätte ich es doch erfahren," und freundlich reichte sie den beiden alten Leuten die Hand und bat, ob sie wiederkommen dürfe, sich die Holzschuhe zu holen. —

Welcher Gedankensturm wogte nun durch ihr Herz, wie sie wieder durch den Wald eilte. Wie unrecht hatte sie dem armen Herrn von Ginster gethan! Diese Schlechtthat, an die sie sich die ganze Zeit geklammert, auch sie fiel dahin. Kraftlos war er nicht, denn er hatte einen eisernen Willen; schwach war er nicht, denn er hatte sich mit seinem schweren Körper auf den Baum geschwungen; falsch war er

nicht — boshaft nicht — alles — alles stimmte nicht, mit allen Anschuldigungen hatte sie ihn nur falsch beschuldigt. Gut, edel, großdenkend, stark war er, nur häßlich — ja, häßlich war er freilich noch, aber hatte sie nicht schon selber mehrere Male gefunden, daß er auch nicht einmal mehr häßlich war, im Gegenteil, beinahe schön?

Himmel, es wirbelte ihr das Gehirn. —

„Guten Tag, gnädiges Fräulein, eben wollte ich zu Ihnen kommen. Neulich traf ich Sie leider nicht zu Hause, und in der Zwischenzeit machte ich eine kleine Schneestudie, Sie wissen, ich bin ein wenig Dilettant."

Edeltraut errötete gegen ihren Willen heiß unter den leuchtenden Blicken, mit denen Ernst Wrede sie betrachtete.

„Kannten Sie meinen alten Nero?" fragte sie hastig, denn ihr kam eine plötzliche Erleuchtung.

„Na und ob."

„Denken Sie, ich bekam gestern Abend anonym sein Porträt zugeschickt. Ahnen Sie, wer es gethan?"

„Das könnte schon möglich sein."

Jetzt wurde es Edeltraut ganz klar.

„Sie haben es gethan."

„O, wie können Sie denken —"

„Doch — doch, ich merkte es Ihnen ja gleich an, wie Sie von der Schneelandschaft sprachen.“

„O, nicht doch —“

„Sie wissen nicht, welche Freude Sie mir damit bereitet. Sie wußten auch wohl, daß er toll geworden?“

„Nein — ach ja, freilich.“

„Ich danke Ihnen,“ und sie streckte ihm herzlich ihre beiden kleinen Hände hin.

„O bitte, bitte,“ wehrte er ab, nahm aber trotzdem die Hände und behielt sie länger, wie es nötig war, denn Edeltraut entzog sie ihm schnell.

„Warum haben Sie es denn mit K. unterzeichnet?“

„Nun, was thut man nicht alles für seine Freunde.“

„Ah, jetzt merke ich, Sie wollten mich glauben lassen, Ihr Freund, Fritz Kern, hätte es gemalt.“

„Ach ja, richtig, richtig —“

„Das finde ich aber zu rührend von Ihnen. Eigentlich darf ich es aber doch wohl nicht behalten, es ist ein zu großes Geschenk, ich — jetzt, wo ich weiß, daß er tot ist —, hätte ich mich doppelt darüber gefreut.“

„O freilich, freilich. Sie können ja denken, Sie

wissen nicht, wer es gemalt, wer es Ihnen geschickt. Von mir ist es ja nicht."

Ernst Wrede sah sie dabei mit einem so vielsagenden Lächeln an, das deutlicher wie Worte sagte: und ich bin es doch gewesen, daß Edeltraut erwiderte:

„Ja, ich weiß es aber doch ganz bestimmt, da muß ich doch erst die Meinen fragen." —

Bei Bürgermeisters war große Kindergesellschaft. Hans und Marga, die besten Freunde der kleinen Hintzes, waren auch dort.

Es wurden allerhand Gesellschaftsspiele gespielt, und die Mutter mußte, sie mochte wollen oder nicht, auch mit dabei sein, denn sie war sehr beliebt und die Seele des Ganzen. Ohne sie ging es durchaus nicht, sie durfte nie müde sein.

Frau Hintze ging also mit einem großen Schlüsselbund herum und klingelte, während die Kinder sangen.

„Heute wollen wir lustig sein,
Der Papst ist nicht zu Hause,
Und wenn er wird nach Hause kommen,
Dann wird er schon geklingelt kommen."

Da klingelte es draußen wirklich.

Frau Pastor Hildebrand ist es.

„Kinderchen, verhaltet Euch hübsch ruhig im Nebenzimmer, ich komme gleich wieder zu Euch," tröstete die geplagte Spitze von Scholwin.

„Guten Abend, Frau Bürgermeister, ich muß doch einmal wieder sehen, was Sie machen," begann der Besuch, „ich komme nur auf einen ganz kurzen Stips. Die Grete ist nicht ganz wohl, da muß ich mich ein bißchen um den Hausstand bekümmern, mein Schwiegersohn, Herr Lindenblatt, kann das verlangen. Was haben Sie denn zu der Sache draußen in Podejuch gesagt? Das ist doch unerhört!"

„Ich weiß wirklich nicht — habe garnicht Zeit, bei den vielen Kindern auf alles hinzuhorchen."

„Das glaube ich Ihnen, liebe Frau Bürgermeister. Sie sind ein geplagtes Wesen, verbauern ganz bei den vielen Kindern, verlieren alles Interesse an dem, was in der Welt vorgeht, aber dies müssen Sie wissen. Sie müssen doch etwas in Fühlung bleiben mit den Hauptereignissen. Mein lieber Mann predigt alle vierzehn Tage dort, daher weiß ich die Sache ganz genau, also hören Sie.

Sie kennen doch die alten Schäfersleute, die Ferses? Die Geschichte mit ihrer Tochter und deren Mann, die um hundert Mark wegen, die sie sich von einer alten Frau geborgt hatten, diese zu sich lockten,

sie beide mit einem Beil ermordeten, dann in eine Truhe packten und in die Elbe warfen, wissen Sie natürlich, sie ist ja weltbekannt. Und daß das saubere Paar in Dresden hingerichtet wurde, nachdem die Frau im Zuchthaus noch einem Zwillingspaar das Leben gegeben, werden Sie auch wohl wissen.

Na also, die Kinder von den zwiefachen Mördern sind, gelinde gesagt, doch von vornherein Verworfene, Ausgestoßene, Unmögliche. Mein lieber Mann hat genug dagegen gepredigt, geeifert und die Leute gewarnt, ihre Kinder mit dieser Mörderbrut Gemeinschaft machen zu lassen. Na, das thaten die Leute ja auch redlich, sie mieden sie, wo sie konnten, das muß man ihnen lassen, alles was recht ist, und die alten Ferses hielten die Kinder ja denn auch ängstlich von allen anderen fern, aller Ehren wert.

Voriges Jahr hatte nun ein toller Hund das Mädchen gebissen. Ein Gottesgericht, sagte mein lieber Mann, sagte ich, sagte die ganze Welt, der Herr will es auf diese schreckliche Weise den andern zur mahnenden Warnung vernichten. Da mengte ein alter Landarzt, ein Herr Olim glaube ich, heißt er, sich hinein und machte dem lieben Gott seine Beute streitig.

Ein armes, unschuldiges Lamm mußte dran glauben, das Kind wurde wieder gesund.

Da, vor ein paar Wochen, zeigte unser himmlischer Vater wieder durch ein Gottesgericht, daß er diese Kinder spurlos von der Erde verschwinden lassen will, er läßt sie beide beim Eise einbrechen. Da mischt ein Herr von Ginster sich dazwischen, zieht sie wieder heraus und rettet ihnen das Leben."

„Ja, da giebt es aber doch auch noch eine andere Auffassung, der liebe Gott hat sicher mit den Kindern etwas Großes vor, darum läßt er sie am Leben."

„Aber liebe Frau Bürgermeister, die Auffassung steht doch ganz einseitig da. Doch zur Sache, kurz, der Sohn vom Verwalter Wrede, der Ernst, der sich übrigens sehr schön herausgemacht hat, obgleich er als Knabe sehr viel Gemeinschaft mit Fritz Kern machte, er predigte vor drei Wochen in Podejuch über die Rotte Korah, eine herrliche Predigt, großartig und lehrreich, und so, daß jeder gleich wußte, wen er damit gemeint, die Zwillinge natürlich, und alle warnend, nicht wieder hilfreich einzugreifen, damit das nächste Mal Gott sein Opfer auch richtig bekommt.

Da hält vor acht Tagen, am Christabend, dieser Herr von Ginster eine Predigt, ganz das Gegenteil von der anderen und macht die Leute irre. Anfechten kann man den Herrn nicht, denn er hat sein Predigerexamen glänzend bestanden."

„Aber liebe Frau Oberpfarrer, fassen Sie die Sache nicht etwas zu untolerant auf?“

„Ich untolerant? Im Gegenteil. Sehen Sie, da ist die stadtbekannte Geschichte von Frau Doktor Rogge ihrem Sohn und ihrer Nichte. Wie es hieß, sie stirbt, sie kann nicht wieder aufkommen, diese sind ihre Mörder, sagte ich gleich: Na, das kann man doch nicht als Mord rechnen, es geschah doch bloß aus Fahrlässigkeit, nicht willentlich. Das — sehen Sie — das sagte ich, und sehen Sie, man kann doch noch nicht wissen, ob Gott an dem Kinde nicht auch ein Gottesgericht zeigen wollte, denn sie sind doch nun einmal von einem geheimnisvollen Dunkel umgeben, so — so — wie sage ich nur — so amerikanisiert. Na, und der Junge will Musik studieren, auch eine gefährliche Klippe. Die Doktorin ist zwar sehr fromm und gottesfürchtig, aber sie bindet sich da eine Rute auf. Der bösen Sieben gönne ich sie zwar etwas — es klingelt. Wohl wieder Besuch?

Ah — wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit. Frau Sanitätsrat Rogge, freue mich sehr, Sie zu sehen, sprachen eben viel Liebes und Gutes von Ihnen und Ihren reizenden amerikanischen Verwandten. Wirklich zu liebe Kinder, das machen Sie recht, daß Sie den Knaben Musik studieren lassen.

Haben Sie auch von den Schäfer Ferseschen Enkelkindern gehört? Nein? Na, dann lassen Sie sich erzählen. Also — — —"

„Lieber Onkel —"

„Was willst Du, mein Sohn?"

„Ich habe eine große Bitte an Dich. Sage mir, bin ich, sind wir mit Schäfer Ferses in Podejuch verwandt?"

Mit den Worten trat an demselben Abend noch Hans Blew in das Studierzimmer seines Onkels.

„Wie kommst Du darauf?" fragte der Doktor forschend.

„Frau Oberpfarrer Hildebrandt begegnete mir draußen auf der Treppe bei Bürgermeister Hintzes und sagte zu mir: Sonderbar, Sie gleichen Ihrer Mutter doch so sehr und dabei ist merkwürdigerweise Ihre Ähnlichkeit mit dem alten Schäfer Ferse förmlich frappant, garnicht zu verleugnen, mir ist sie schon manchmal aufgefallen. Sind Sie mit ihnen verwandt?"

„Du bist so erregt, mein Sohn, siehst so bleich aus?"

„Lieber Onkel, wir hörten im Nebenzimmer die ganze Lebensgeschichte der Ferseschen Tochter mit an und da —"

„Hm, hm.“

„Da — ich dachte nun so darüber nach, daß die Tante so oft sagt, es schwebe solch geheimnisvolles Dunkel über unserem Dasein, über den Tod unserer Eltern, und daß Du uns nicht sagst, was dies ist, darum — und dann —“

„Mein Junge, wenn Du mündig bist, erfährst Du alles.“

„Nein, bitte, Onkel, heute schon. Sieh mich an, ich bin kein Kind mehr, ich weiß, wie gut Du es mit mir meinst, aber ich muß Gewißheit haben.“

„Deine Mutter flehte mich in ihrem letzten Briefe an, Euch nichts zu sagen, Euch in Unwissenheit zu lassen.“

„Sie war krank, wie sie Dir das schrieb. Wenn ich sie heute bäte, würde sie es mir heute auch schon sagen.“

„Sei ruhig, mein Sohn. Du siehst ja totenbleich aus, später erfährst Du alles.“

„Nein, lieber Onkel,“ beharrte der Knabe fest, „heute noch.“

„Ich habe Dir doch auf Ehrenwort versichert, daß Dein Vater durch und durch ein Ehrenmann war, dessen Namen nichts anhaftet, was verlangst Du mehr? Verlangst Du, daß ich sagen soll: Ihr beide

seid die Kinder des Ferseschen Sohnes? Was würdest Du dann sagen?"

„Ich ahnte es."

„Du?"

„Ja, denn ich sah ein Bild dort und glaubte meinen Vater in ihm zu erkennen. Lieber Onkel, würde ich bitten, wenn es so ist, Du sagtest, wir wären jetzt reich —"

„Ja, so ist es."

„Onkel, ich will nicht mehr Musik studieren, ich will Landwirt werden." —

„Junge, wie kommst Du darauf?"

„Ich will bei dem jungen Herrn von Ginster in die Lehre gehen, der meinen Großeltern mit mächtiger Rede die Ehre wiedergegeben, jener ist ein edler Mann. Marga möchte dann bei den Großeltern wohnen."

„Hans, was fällt Dir ein, Ihr gehört zu uns."

„Nein, Onkel, das gehören wir nicht, wir gehören zu unseren alten, verachteten Großeltern. Du wolltest unser Bestes, aber glaube mir, hier in Deinem Hause ersticken wir, wir könnten mit dem Bewußtsein hier nicht leben. Und Tante würde aufatmen, wenn wir fort wären, wenn sie durch uns nicht täglich gemahnt würde an ihre Verwandtschaft mit uns. Onkel, laß uns fort, heute noch, es ist besser für uns alle."

„Junge, was fällt Dir ein?“ Die Stimme des Doktors, die erst ziemlich unsicher klang, wurde nun wieder ganz fest. „Komm her, Du zitterst ja förmlich vor Aufregung, so hast Du Dich in Dein Phantasiebild hineingedacht. Denn ein Phantasiebild ist es nur, Du heißt Hans Blew und bist auf diesen Namen getauft. Deine Großeltern sind schon lange tot, die Ähnlichkeit ist eine ganz zufällige — ganz zufällige, glaube Deinem alten Onkel doch. Froh und vergnügt kannst Du hinausziehen in die Welt und Dein Musiktalent ausbilden. Wenn Du dann einst zurückkehrst als berühmter Mann, und Tausende und aber Tausende entzückt den Tönen lauschen werden, die Deine Kunst, Deine Hände hervorlocken, dann wirst Du lachen über die Einbildung, über die Hirngespinste, denen Du jetzt nachgehangen.

Gute Nacht jetzt, mein Junge, gehe zu Bett und träume gut und traue auf Deinen alten Onkel. Auf Ehrenwort, der Vater Deines Vaters hieß Thomas.“

Wie von einem Alp erlöst seufzte der Knabe erleichtert auf. „Ich danke Dir, Onkel. Froh bin ich aber doch, daß ich mich irrte, mir war zu Mute, als müsse ich ersticken.“

„Das kommt von den unnützen Gedanken.“

„Gute Nacht, nun will ich aber so glückselig und

froh in die Zukunft sehen. O, welche Seligkeit steht mir bevor, ich hoffe, ich werde noch etwas Großes leisten. Gute Nacht."

Erleichtert atmete der Doktor auf und fing wieder an zu arbeiten. —

„Männe, es läßt mir keine Ruhe, die Kinder sind zu Bett, ich muß Gewißheit haben."

„Kindchen, kannst Du mir das nicht später sagen, ich habe noch nötig zu arbeiten."

„Nein jetzt. Höre, ich war heute bei Hintzes, da war die Frau Oberpfarrer —"

„Hm, hm."

„Was hmst Du denn? Also die erzählte mir von einem Herrn von Ginster, der eine machtvolle Rede gehalten haben soll, um das Mitleid zu erwecken und das Vorurteil zu zerstören zu Gunsten von ein paar Verworfenen — Verlorenen — ein paar Zwillingen — und diese Zwillinge, die Kinder von zwei Mördern — heißen — Ferse —."

Bei den letzten Worten, die sie ganz besonders langsam und deutlich gesprochen, fixierte Frau Doktor Rogge scharf das Antlitz ihres Mannes.

Doch keine Miene veränderte sich in ihm, mit dem gleichgültigsten Gesicht von der Welt sagte er:

„Und was soll das? Was ist da weiter? Der Herr scheint mir recht gethan zu haben.“

„Du Männe, die Kinder hießen Ferse.“

„Was ist denn da weiter?“

„Mir kam der Name so bekannt vor, ging mir den ganzen Abend im Kopf herum, wo ich ihn schon gehört, eben ist es mir eingefallen. Der Mann von Hannchen hieß Ferse — Blew.“

„Unsinn! Frese hieß er, und selbst wenn er Ferse hieße, was wäre da weiter?“

„Dann würde ich denken, nun endlich auch das Geheimnis zu kennen, was Hannchens Kinder umschwebt. Dann wären sie verwandt mit der Mörderbrut und Mörder litte ich in meinem reinen, christlichen Haus nicht. Dann flögen sie mir heute noch auf die Straße, denn — denn —“

„Aber Kind, ereifere Dich doch nicht unnütz. Erstens hieß der Vater der Kinder nicht so, und zweitens sind doch nicht alle Menschen verwandt, die denselben Namen führen.“

„Ich glaube Dir. Wenn es anders wäre, hättest Du es mir nicht verbergen können, verstellen kannst Du Dich wenigstens nicht, das weiß ich. Ein Glück für die Kinder, daß es so ist — sonst —. Nun bin ich beruhigt und will Dich nicht weiter stören.“

Spät nach Mitternacht, wie schon längst alles im Hause schlief, erhob sich der Doktor erst von seinem Schreibtisch. Er trat ans Fenster und blickte zu dem klaren Sternenzelt empor. „Gott im hohen Himmel, vergieb mir diese beiden Notlügen, und Du, verklärter Geist meiner seligen Schwester, vergieb auch Du mir. Ich konnte Deinen Kindern die Jugend, das Leben nicht vergiften, nicht mit der Wahrheit alles Glück im Hause und das Leben zerstören, der Junge sah mir ganz danach aus. Gott, verzeih mir diese Sünde," so sprach er vor sich hin, dann schloß auch er das Fenster und begab sich zur Ruhe.

„Marga, liebes, kleines Schwesterchen, vielen, vielen Dank für das reizende Geigenfutteral, welches Du mir so zierlich gestickt. Komm, gieb mir einen Kuß. Du wendest Dich weg? Ich glaube gar, Du hast geweint — weinst noch. Liebe, kleine Schwester, ich habe Dich ja so sehr lieb, und bleibe ja auch garnicht lange fort, nur ein paar kurze Monate, dann bin ich schon wieder da; und später, wenn ich fertig bin, dann hole ich Dich, mein süßes Schwesterchen, ganz zu mir, o, das wird herrlich werden. Ach, ich bin so glücklich, so selig! möchte den ganzen Tag

jubeln und jauchzen, daß ich nun hinauskommen und nur meiner Kunst leben darf, und nun weinst Du so, das macht mich ganz mit traurig.

Komm auf meinen Schoß, leg Dein Köpfchen an meine Schulter, wie Du es als Kind so oft gethan. Ach, es war doch so schön, daß wir uns beide immer hatten, nicht wahr? Wer wird denn so schluchzen!"

„Ach, Hans, mir ist so bange, so, als würde ich Dich nie, nie wiedersehen, und was würde dann aus mir?"

„Darling, mach Dir und mir das Herz nicht so schwer, komm, sei meine kleine, tapfere Schwester, wie Du es so oft gewesen. Freust Du Dich denn nicht mit mir, wo ich so glücklich bin?"

„Ja, sehr, sehr."

„Na also. Siehst Du, alle Tage und Stunden, immer denke ich an Dich, und all die vielen Sachen meiner kleinen Aussteuer, die Du für mich genäht, sie alle erinnern mich daran, wie viel liebe Gedanken meine Marga in sie hinein gestichelt hat, und überall umschweben mich diese dann wie lauter gute Geister."

„Aber was wird nur dann aus mir?"

„Der Onkel ist doch so gut zu Dir und Lieschen auch —"

„Ja, das schon —"

„Siehst Du, Liebling, dann schreibe ich Dir alle Sonntage, und Du schreibst mir auch alle Sonntage ganz lange Briefe."

„Ach, wenn es doch nur erst Sonntag wäre!"

„Das hört sich ja gerade so an, als könntest Du mich nun garnicht rasch genug wegbekommen. Siehst Du, das ist recht von Dir, daß Du darüber lachst. Es ist auch zu komisch, daß Du das gesagt. So — nun trockne Dir die Thränen ab, ich habe guten Mut, mir kann nichts geschehen, denn dem Mutigen, heißt es ja, gehört die Welt. Sieh einmal, wie herrlich die Frühlingssonne draußen mit uns mit lacht. Komm, zieh Dich an, ich mache heute noch einen langen Spaziergang mit Dir, den letzten."

„Hoffentlich nicht fürs Leben."

„Kleine Marga, was für Gedanken! Kommen schon wieder die Thränen? Gucke mal, die Sonne lacht Dich tüchtig aus. Warte, ich nehme Faust mit, und da lese ich Dir an einem schönen Plätzchen den Osterspaziergang vor, willst Du? Na, dann komm!"

„O, Hans, sieh mal wie herrlich! Der ganze Waldboden mit Anemonen und Veilchen wie überschüttet."

„Ja, nun wollen wir einmal sehen, was unser

alter Freund der Gebirgsbach im Ginstergrunde macht. Weißt Du noch, wie im Winter dort alles so köstlich wie Bergkristall aussah, die Eiszapfen lang an den Felswänden herabhingen, und der Wasserfall, der von der Bergeshöhe herabspringt, ganz fest eingefroren grün und blau schimmerte, und das Wasser unter ihm doch noch immer hervorquoll?"

„Ja, da sagtest Du mir, wir wären nun in des Winters Reich, und es klänge und sänge alles in Dir, und der erstarrte und doch lebendige Wasserfall wäre Sphärenmusik, und später wolltest Du darüber eine Komposition machen."

„Siehst Du, da sind wir. Guck mal, wie fröhlich und lustig der Bergbach über die großen, alten, faulen Felssteine, die in seinem Bett liegen, forthüpft und sie auslacht, daß sie so träge und verschlafen daliegen, und noch jeder seine weiße Nachtmütze auf hat.

Siehst Du sie? Es sind lauter Eiskappen; und dort rauscht er an den Weiden und Pappelbäumen vorbei, die ganz neugierig ihre mit Pelzmützchen bedeckten Knospenköpfchen herausstrecken, und plaudert ihnen vor, wie schrecklich es war, wie der Winter ihn so lange gefangen hielt, und er sich nicht rühren konnte.

Horch mal, wie er in dem Gedanken daran dort zornig aufbraust und fortstürmt, und dabei schaden=

froh und neckend zugleich die trägen, schläfrigen Steine mit einem ganzen Wasserguß bespritzt und dann jubelnd und frohlockend weiter springt, denn er ist ja frei – frei. Das glückseligste Gefühl jauchzt in seiner Wellenbrust, das reinste Scherzo, eine ganze Jubelsymphonie.

O, Marga, liebe, kleine Schwester, mir ist das Herz zum Zerspringen voll vor Glück und freudigem Schaffensdrang. Komm, hier an der Stelle, wo das Wasser ruhig wird, hier bei dem weiten Becken, wo es nur noch so leise gluckst, hier setzen wir uns hin und lesen den Osterspaziergang."

Eine Stunde später traten die beiden den Heimweg an.

„Marga, blick' einmal dorthin, da drüben, siehst Du das junge Mädchen, das dort den Waldsteig entlang kommt? Ist das ein reizendes Gesicht! Sieh, wie die Abendsonnenstrahlen sie wie mit einem Zauberschleier umweben. Ist das Wirklichkeit oder nur Phantasie? So denke ich mir meine Muse. Es ist mir so, als wollte sie mir winken, mich begleiten auf meinem Siegeswege. Sieh, mit welchem himmlischen Lächeln sie jetzt grüßt dort nach dem Feld hin. Kennst Du die Familie da wieder?"

„Ja, das sind die Schäfersleute aus dem kleinen

Häuschen in Podejuch, wo wir waren vor Weihnachten, und wo es uns so anheimelte."

„Hast Du auch gehört, was Frau Oberpfarrer Hildebrandt von ihnen, ihrer Tochter und den Zwillingen erzählt?"

„Ja."

„Einmal glaubte ich schon, daß wir mit ihnen verwandt wären, aber ich bin doch so froh, daß dies nicht der Fall ist, ich hätte dies doch nicht aushalten können.

Ach, ich bin so selig, mir ist zu Mut, als könnte ich die ganze Welt umarmen, als möchte ich allen Menschen Freude bereiten.

Wie nett und sauber die Schäfersleute aussehen."

„Sie pflanzen wohl Kartoffeln?"

„Ja, so ist es, und die Zwillinge helfen ihnen dabei. Die armen Kinder dauern mich, und dabei bin ich doch auch wieder so froh, daß wir nicht verwandt mit ihnen sind. Wenn ich nur etwas wüßte, ich möchte es ihnen schenken. Geld kann man ihnen doch nicht anbieten.

Ach, jetzt weiß ich was. Vater zeigte mir einmal zwei Pfeifen, die er stets bei sich trug, und sagte mir dabei: Siehst Du, die hat mir mein Vater einst gegeben, wie ich gerade so alt war wie Du jetzt.

Wenn ich auf der einen Seite pfeife, kommen alle meine Sklaven sofort herbeigesprungen, auf der anderen all meine Pferde. Die Pfeife sagt mir nun immer, wenn ich sie benutze, Du mußt stets so handeln, daß Du Mensch und Tieren ein gerechter Herr, ein edles Vorbild bist, daß sie mit Freuden und voll Liebe zu Dir gesprungen kommen, nicht voll Haß und Unlust. Da ich die eine Pfeife einst verlor, schenkte mir mein Vater eine zweite, am nächsten Tage fand ich die erste wieder, nun habe ich zwei. Ich weiß noch, wie Mutter mir die Pfeifen umhing nach Vaters Tode."

„Magst Du Dich denn davon trennen?"

„Ich möchte dem Kleinen gern etwas geben, was mir recht wert ist, und dann habe ich ja auch an einer genug, als zweite nehme ich mir meine Geige zur Hilfe. Wenn auf den Klang der Pfeife alle Menschen zu mir herbeilaufen, nehme ich dann meine Geige und mit der locke ich dann ihre Herzen, reiße sie an mich zu hoher Freude und Begeisterung, hebe sie mit ihren Tönen empor, heraus aus ihrem Alltagsleben und locke ihre Seelen, daß sie mit mir emporschweben in mein Paradies, in das Reich der Töne.

Dem Kleinen will ich dasselbe sagen, was mir

einst mein Vater gesagt, die Pfeife wird ihn dann auch immer daran mahnen, ein guter Mensch zu werden.

Komm, wir gehen hin zu ihnen, ich möchte den alten Leuten auch noch gern zum letzten Mal, ehe ich reise, die Hand drücken."

Gar warm leuchtete es auf in den beiden alten Augenpaaren, wie die Geschwister auf sie zutraten und sie begrüßten.

Hans erzählte ihnen, daß er reisen wollte und so weiter.

Noch ein ganzes Weilchen blieben sie bei den Leuten stehen. Wie sie endlich Abschied nahmen, sagte der alte Schäfer ernst, während er dem Jüngling fest die Hand drückte: „Junger Herr, kehren Sie so zurück wie Sie jetzt gehen. Wir werden Sie nie vergessen, bleiben Sie so gut und brav. Unser junger, gnädiger Herr und Sie, beide wird Gott segnen."

Die Greisin vermochte kaum ihre Rührung zu unterdrücken. Wieder legte sie wie damals vor Weihnachten zitternd ihre alten Hände segnend auf des Jünglings Haupt, sprechen konnte sie vor Thränen nicht.

Doch kaum waren Hans und Marga ein paar Schritte weit fortgegangen, da hörten sie es hinter

sich rufen, sie wandten sich um, es war die alte Schäfersfrau.

„Da — das hatten wir vorhin für unsern gnädigen Herrn gepflückt, nun sollen aber Sie es haben," rief sie und reichte Hans mit zitternden Händen ein Sträußchen Anemonen und süß duftender Veilchen hin.

„Es soll Ihnen Glück bringen und Ihnen immer sagen, daß die alte Frau Sie segnet und für Sie betet."

Tief gerührt nahm Hans die Blumen dankend hin und sagte: „Sie sollen mir ein gutes Omen sein."

Dann ging er mit Marga weiter, noch ein Ende Weges begleitet von den Zwillingen.

Lange blickten die alten Leute ihnen noch nach mit gefalteten Händen und sprachen ein stummes Gebet für sie.

Wie sie die Landstraße erreichten, die nach Scholwin führte, kehrten die Zwillinge um.

Hans holte nun sein Pfeifchen heraus und gab es dem Knaben mit den Worten, die er sich vorgenommen.

Groß und verständnisvoll, über seine Jahre reif blickte Fürchtegott ihn an, dann drückte er ganz blaß werdend, schweigend, ernst und fest des Jünglings

Hand, als wollte er sagen: Ich gebe Dir mein heiliges Versprechen, ich thue, was Du sagst.

Hans hing sie ihm um den Hals, gab der Kleinen auch die Hand, und nun eilten die Geschwister heimwärts.

„Sieh, Marga, so rosig wie die Abendwölkchen dort vor uns, auf die wir zuschreiten, so rosig liegt meine Zukunft vor mir. Freue Dich mit mir, Schwesterchen, freue Dich, ich bin das glückseligste Menschenkind von der Welt," jubelte er und Hand in Hand mit der Schwester erreichte er des Onkels Haus.

Der Tag von Hansens Abreise war gekommen, der Koffer schon nach der Bahn geschickt.

Obgleich es noch eine Stunde Zeit bis zum Abgang des Zuges war, machte die ganze Doktorfamilie sich doch schon auf den Weg, ihm das letzte Geleit zu geben, denn die Tante litt an starkem Eisenbahnfieber.

Der Doktor, ein großer Blumenfreund, trat noch vorher hinein in seinen Garten, um zu sehen, ob der Sturm in voriger Nacht nicht zu sehr viel Schaden angerichtet.

O weh! er hatte gar arg an den gesteru erst frisch okulierten Rosen gezaust, und einige hingen vom Stock gerissen tief auf der Erde.

„Da, Hans, hast Du mein Taschenmesser, schneide einmal dort den geknickten Zweig ab, aber nimm Dich in acht, es ist ganz scharf geschliffen,“ bat der Onkel. „So und nun laufe rasch hinauf und hole mir den Bast, ich will sie flink noch aufbinden.“

„Aber Männe,“ rief die Frau ungeduldig, „kannst Du das nicht nachher thun, wir müssen doch zur Bahn.“

„Wir haben noch eine Stunde Zeit,“ beschwichtigte Lieschen.

Hans erschien mit dem Bast.

„Nun bitte, mein Messer.“

Der junge Mann griff eifrig suchend in alle Taschen. Wo hatte er es doch nur gleich hingesteckt?

„Deine Mütze hast Du auch nicht auf,“ rief Marga.

Hans stürmte wieder die Treppe hinauf.

„Lauf ihm nach und sag ihm, er solle aus meinem Kleiderschrank in der Schlafstube meinen Regenschirm mitbringen, Gret, aber flink!“ rief die Tante, die vor Ungeduld schon förmlich brannte.

Minute auf Minute verrann, in der Doktorin fing es an zu kochen.

„Das ist doch eine Brut!“ rief sie giftig, „eins ist so wenig was nütze wie das andere, alles muß man

selber thun," und ehe Lieschen sie noch daran verhindern konnte, eilte sie selber schon die Treppe hinauf.

„Wir finden den Schirm nirgends," rief Marga ihr entgegen.

„Hier steht er ja," schrie jene wütend, denn sie bemerkte soeben, daß sie selbst ihn unter dem Radmantel schon in der Hand trug, „ihr seid auch zu nichts nütze."

„Aber das Messer — meine Mütze, wo habe ich die nur hingelegt?" frug Hans sich besinnend.

„Wie oft habe ich Dir schon gesagt, sie gehört nicht auf den Flügel, und doch liegt sie da schon wieder," rief die Dame zornig, froh, daß sie nun endlich etwas gefunden hatte, um ihren Aerger auszulassen. „Gott sei Dank, daß Du fort kommst. Was Ordnung betrifft, ist Hopfen und Malz an euch auch verloren."

Hastig ergriff sie die Mütze, und drückte sie dem Näherkommenden ziemlich unsanft auf den Kopf.

„Au!" stieß Hans einen Schmerzenslaut aus.

Die Zornige, die wähnte, daß jener einen Wutschrei ausgestoßen, wandte sich blitzschnell um und schlug heftig und fest mit der Hand noch einmal darauf. „So, da hast Du eins zu auen," rief sie

erbost, und nochmals ein Schlag, diesmal mit der Faust.

Wie vom Blitzstrahl getroffen stürzte der Jüngling zur Erde nieder, dabei flog ihm die Mütze vom Kopf, und das Federmesser mit abgebrochener Klinge fiel klirrend zur Erde.

Mit einem Jammerschrei warf sich klein Marga neben den Bruder auf den Boden nieder. Aus seinem Kopf starrte die abgebrochene Klinge hervor.

Lieschen und der Doktor kamen auf des Kindes Geschrei die Treppe herauf geeilt.

Die Doktorin stand da bleich und starr wie zur Salzsäule geworden.

Er erriet die ganze Sache mit einem Blick. Rasch holte er sein Besteck hervor und gab dem Ohnmächtigen eine Morphiumeinspritzung, dann versuchte er die Klinge herauszureißen, vergeblich.

Lieschen eilte zum Telephon und rief den Assistenzarzt herbei.

Das Messer wurde zwar entfernt, aber trotzdem, vergebene Mühe! vierundzwanzig Stunden später war der hoffnungsvolle Jüngling tot. Zum Glück hatte er bis zuletzt das Bewußtsein nicht wieder erlangt.

„Guten Tag, liebe Freundin. Ist das heute ein herrlicher Maientag! Mein Sohn kommt nachher auch nach, er steckt tief in seinem Apothekerexamen. Ist es hier draußen köstlich bei Ihnen! Schade, schade, daß Sie mich nie besuchen können."

„Meine Füße erlauben mir nicht zweimal den weiten Weg nach Scholwin zu machen."

„Da sind Sie, lieber Herr Doktor Olim, doch ein recht schlechter Arzt gewesen. Woher haben Sie eigentlich diese Schwäche, von Geburt an?"

„Nein, durch einen großen Schreck bekam meine Marie dieses Leiden, ihr Mann starb ganz plötzlich," antwortete der Onkel für die Nichte, deren lilienweißes Gesicht heiß errötet war bei dieser Frage, und die seltsam erregt aussah.

„Was giebt es Neues in Scholwin?" frug ersterer sichtlich mit dem Bemühen, das Gespräch auf ein anderes Thema zu bringen.

„Das fragen Sie, der sich doch stets alles Lokale verbittet? Furchtbare Sachen passieren dort. Unseren Gartennachbar, der ein sehr edler, hochgeachteter Mann ist, hat wieder ein furchtbares Mißgeschick betroffen, trotzdem er schon, so lange ich ihn kenne, von schweren Schicksalsschlägen förmlich verfolgt wird.

Erstens hat er eine Frau, nur halb gebildet, die

ein sehr heftiges Temperament besitzt, unter dem dieser, ein so sinniger, feinfühlender, hochgebildeter Mann, sicher grenzenlos zu leiden hat. Aber das ist noch nicht genug, was über ihn hereingebrochen. Sein einziger Sohn, ein finsterer, verschlossener Mensch, sonst aber hochbegabt, entzweite sich mit der Mutter und entfloh, ging mit einem Woermannschiff nach Afrika, war dort zuerst an der Palmölpflanzung angestellt und schloß sich dann später einer Forschergesellschaft an, er soll sich jetzt in Usam-Bara befinden. In vergangener Woche kam in Berlin ein äußerst interessantes Werk von ihm über seine Afrikaforschungen heraus. Ich kenne die Tochter, ein reizend liebes Mädchen, aber sehr zart und schwächlich, diese erzählte es mir, es soll hochinteressant sein und macht viel Aufsehen in der Gelehrtenwelt. Nun soll er sich, wie ich hörte, gemeldet haben, um der Nordpolfahrt des Andréeschen Ballons zur Ermittelung Nansens sich anzuschließen."

„Ist er denn wieder ausgesöhnt mit der Mutter?"

„Leider nein."

„Der arme Mann; ja, mancher bekommt doch ein gerüttelt und geschüttelt Thränenkrüglein ausgegossen über sein Leben."

„Leider ist das noch nicht alles — lange noch nicht

alles. Mein Nachbar hatte eine Schwester, die starb als Witwe in Amerika, und die Deutsche Gesellschaft schickte ihre Kinder dem Bruder zu. Zwei liebe Dinger, besonders das Mädchen — nein, eigentlich kann ich kaum weiter erzählen, die Geschichte ist zu schrecklich!

Vor vier Tagen nun sollte der Neffe, ein hochbegabter, talentvoller Jüngling, das Haus verlassen, um sein musikalisches Talent in der Hauptstadt auszubilden. Es ist zu grausig — kaum zu erzählen — Läßt meine Nachbarin in ihrem heftigen Temperament sich soweit fortreißen, daß sie ihm seine Mütze derb mit der Faust auf den Kopf schlägt. Unglückseligerweise ist ein offenes Federmesser darin und — o Grausen! das Unglück will, daß ihm die Klinge in die Schläfe dringt — abbricht und — o entsetzlich! vierundzwanzig Stunden später ist der hoffnungsvolle Jüngling eine Leiche, getötet nur durch Fahrlässigkeit, aus grenzenloser Heftigkeit, Sichnichtbeherrschenkönnen. Grauenvolles, grausames Schicksal!

Heute früh ist er beerdigt worden. Otto, der mit ihm in die Schule gegangen, war bei seinem Begräbnis."

„Der arme — arme, junge Mann!"

„Er selber ist ja nicht so sehr zu bedauern wie die anderen, er kam zum Glück nicht mehr zum Be-

wußtsein. Otto sah ihn im Sarge liegen und sagte mir, er hätte wie verklärt ausgesehen, mit einem so seligen, glücklichen Ausdruck in den Zügen, in den gefalteten Händen ein Sträußchen von Anemonen und süß duftenden Veilchen haltend, welche die Schwester ihm mitgegeben, es wäre ein förmliches Leuchten von ihm ausgegangen."

„Arme, kleine Schwester!"

„Wie heißt denn Ihr Nachbar?"

„Sanitätsrat Doktor Rogge."

Eine flammende Glut schlug in Frau Maries blassem Antlitz auf.

„Doktor Rogge?" frug sie mit versagender Stimme.

Doch Frau Doktor Kern war so in ihre Erzählung vertieft, daß sie weder die Erregung, noch die Frage ihrer Freundin bemerkte.

„Was ist nun aus der Frau geworden?" fragte Onkel Olim.

„Die soll von dem Moment an ganz Lots Weib sein, wie versteinert. Sie ißt kaum, spricht nicht. Hoffentlich wird sie nicht tiefsinnig."

„Das wäre nicht zu verwundern."

„Wenigstens hat der arme Mann jetzt Ruhe — so still ist es im Nachbargrundstück wie in einer Kirche. Furchtbares, furchtbares Geschick!

Dem armen Manne, der auch noch dazu einäugig ist, wäre wirklich einmal eine Freude zu gönnen, aber wo sollte die herkommen?

Mancher Mensch hat wirklich doch ein zu hartes Geschick, kein Lichtblick — kein Aufatmen! Doch — wo ist denn Ihr Töchterchen?"

„Die muß gleich nach Hause kommen. Ich bat sie, mir jungen Maiwuchs zu holen, den ich mir mit Spiritus anstelle zum einreiben, es ist sehr kräftigend."

Zur selben Zeit war Edeltraut auf dem Heimweg begriffen, wußte sie doch, daß heute die liebe Frau Doktor Kern kommen würde. Um eilig nach Hause zu gelangen, nahm sie den Weg durch den Ginstergrund.

Fröhlich blickte sie um sich. Wie schön war doch die Welt, wie sproßte und keimte alles um sie herum! und wie reizend die Fichtenbäumchen am Bache aussahen, auf den zart maigrünen, frischen Trieben hing, an jedem Nadelbüschel noch das braune Käppchen, welches sie vor kurzem erst abgestoßen.

Sie blieb stehen und betrachtete diese sinnend, hier waren sie doch noch viel weiter zurück wie im Walde, wo sie ein ganzes Körbchen voll davon gepflückt.

Wie fröhlich der Bergbach dahinrauschte, jubelnd

nach langer Winterhaft seiner Freiheit sich freuend. Unwillkürlich fiel ihr ein erst kürzlich gelesenes Gedicht von Max Schenk ein:

„Es treibet dahin mit schäumender Welle
Der Bergesgeborne, des Waldes Geselle.
Nicht hemmt ihn der Fels, dem den Scheitel er kühlt,
Nicht hemmt ihn der Baum, dem den Fuß er umspült.
Er brauset und rauschet von dannen.

Die Sonne mit glühendem, sengendem Auge,
Sie schauet herab, daß ins Herz sie ihm tauche.
Da blitzet, verachtend den göttlichen Strahl,
Der Bach ihr zurück und rauschet durchs Thal
Voll Übermut schäumend ins Weite.

Nun nahet der Winter dem wilden Gesellen,
Da hilft ihm kein Sträuben, ihm muß er sich stellen.
Der legt ihn mit seiner gewaltigen Kraft
Mit eisigen Banden in eisige Haft.
Nicht Fels und nicht Baum will ihn retten.

Die dunkele Nacht bleicht des Mondenlichts Strahlen.
‚O Mond‘, spricht der Bach, ‚Du siehst meine Qualen,
Durchdringe nur einmal mit linderndem Schein
Mein armes verlassen, erstarrtes Gebein!
Das Mondlicht blickt kalt dem Verlangen.

‚Du goldene Sonne‘! nun ruft er voll Grauen,
‚Soll nimmer mir werden Dein freundliches Schauen?
Wohl war ich nicht wert Deinen göttlichen Gruß;

Das Rauschen und Brausen nur war mein Genuß,
Nun muß ich zu spät es erkennen!'

Und dort aus dem mächtigen Wolkengeschiebe,
Da geht sie hervor, in dem Blicke die Liebe.
Sie strahlt dem Gesellen ins innerste Herz.
Sanft löset die Bande, sanft löset den Schmerz
Die ewig verzeihende Liebe." —

„Sanft löset die Bande, sanft löset den Schmerz
Die ewig verzeihende Liebe."

Ja, so war es, die Liebe, von der Herr von Ginster so ergreifend gepredigt.

Die letzten Strophen wiederholte sie unbewußt noch einmal und hob traumverloren den Blick.

In eilendem Lauf sah sie plötzlich eine elfenhaft zarte, kaum dem Kindesalter entwachsene, weibliche Gestalt im Grund daherkommen, ganz in dunkle Trauergewänder gehüllt.

Erstaunt blickte Edeltraut ihr entgegen. Sie kam näher und näher, das wunderliebliche Antlitz totenbleich. Nur wenig Schritt vor Edeltraut blieb sie stehen.

Dort, wo der wilde, tosende Felsbach plötzlich melancholisch werdend, eine stille Bucht bildete, in der das Wasser nur noch seufzte und gluckste, lag ein breiter, bemooster Stein, vor dem warf die jugend-

liche Gestalt sich nieder wie in qualvollstem, namenlosestem Schmerz, in der höchsten Verzweiflung.

„Hans, mein Bruder," flüsterte sie.

Lange, lange blieb sie so liegen.

Edeltraut wagte sich hinter ihrem Fichtengebüsch nicht zu rühren, kam es ihr doch zu unzart vor, die Trauernde zu stören, die sicher wähnte, sie wäre allein und unbeobachtet.

Was für ein Leid sie nur betroffen haben mochte?

Edeltraut wurde die Zeit zur Ewigkeit.

Endlich erhob sich das junge Kind. Ihr Antlitz war schmerzentstellt, aber keine erleichternde Thräne konnte ihr gekommen sein, sie sah aus, als wäre sie förmlich erstarrt im Leid.

Todestraurig guckte sie das Wasser an, langsam, wie willenlos kam sie näher und näher.

Edeltraut klopfte das Herz zum zerspringen, Herr Gott! sie würde sich doch nicht etwa? Nun stand jene dicht am Wasser und nun — jetzt setzte sie sich dicht am Rande nieder, preßte die zarten Hände fest zusammen wie in namenloser Qual und starrte hinab in die Tiefe.

Unsägliches Mitleid empfand Edeltraut mit dem armen Kinde, ihr stieg es heiß in die Augen.

Jetzt erhob sich die Unglückliche, stand auf und

nun — o Gott! strauchelte sie, rutschte aus und wäre sicher ins Wasser gefallen, wäre Edeltraut nicht hinzugesprungen und hätte sie in ihren Armen aufgefangen.

Erschrocken blickte das junge Kind sie einen Moment lang wie erstarrt an, dann rief sie laut: „Oh, sind Sie es, Sie, Hansens Muse, wollen Sie mir Grüße von ihm bringen?“ und bewußtlos sank sie in des jungen Mädchens Arme.

Ratlos, hilflos blickte Edeltraut sich um, was thun?

Behutsam ließ sie die junge Gestalt zur Erde gleiten, tauchte ihr Taschentuch in das Wasser und schöpfte noch etwas mit der hohlen Hand, damit wusch sie ihr die Stirn und das Gesicht, dann zerrieb sie die Tannensprossen und hielt sie ihr unter die Nase.

Endlich zuckten die Wimpern, die Lippen bewegten sich flüsternd, aber zur vollen Besinnung kehrte das junge Mädchen nicht zurück. Was thun?

Es war nur noch wenige Minuten bis zum Moorhaus, aber doch viel zu weit für sie, um den schweren Körper der Leblosen zu tragen, und auch viel zu weit, um sie so lange allein hier liegen zu lassen, sie konnte sich ja rühren und dann doch noch in die grausige Tiefe stürzen, nein, das ging nicht.

Sie setzte sich nieder und nahm behutsam, mit

zarten Händen, den Kopf der Leidenden in ihren Schoß, so saß sie geduldig und harrte, was da werden sollte.

Endlich, endlich hörte sie von fern Stimmen, und jetzt kam es daher gejagt, schnaubend und schnobernd, Nero, ihr Nero, und nun kam Onkel Olim, gefolgt von Otto, beide mit sehr besorgten Mienen.

„Gottlob!“ rief ersterer schon von weitem, „daß Du da bist, wir haben uns schon sehr um Dich geängstigt.“

Aufs höchste erstaunt waren sie, wie sie näherkommend die leblose Gestalt auf Edeltrauts Schoß erblickten.

„Klein Putz, wen hast Du denn da?“

„Das ist die Nichte von Sanitätsrat Rogge, Fräulein Blew,“ erklärte Otto.

Der Doktor kniete nieder und machte Wiederbelebungsversuche an der Leblosen. Sie zuckte wohl zusammen, die Besinnung kam aber nicht wieder.

„Eine schöne Bescherung das! Was wird nun?“

„Ach bitte, Onkel Olim, liebes, gutes Onkelchen, kann sie nicht mit zu uns?“

„Kind, Du weißt garnicht, um was Du mich da bittest. Otto, springen Sie hin, holen Sie Hilfe aus Podejuch, ich bleibe so lange hier.“

„Ja, wo soll sie da denn hin?“

„Meinetwegen nach Schloß Ginsterfelde.“

„Aber Onkelchen, Herr von Ginster ist ja nicht verheiratet, ich kenne Dich garnicht wieder, Du bist doch sonst so gut, Onkelchen, und wir wohnen doch so nah. Wenn sie uns nun hier stirbt? Bitte, bitte, Alterchen!“

„Na meinetwegen, Du weißt aber nicht, was Du damit anrichtest. Otto, nehmen Sie meinen Stock, die ist ja so leicht wie eine Feder, die kann ich allein tragen. Edeltraut, laufe voran und bereite die Mutter darauf vor, aber hübsch behutsam, damit sie keinen zu großen Schreck bekommt, und mache oben im Giebelstübchen das Bett zurecht. Nu eil' Dich, Otto hilft mir tragen, wenn mir auf die Länge die Kleine doch zu schwer werden sollte.“

Neun Tage der Angst und Sorge verstrichen im Moorhäuschen.

Ein heftiges Nervenfieber drohte das junge Leben zu zerstören.

Onkel Olim bot seine ganze Kunst auf, um dem Tode seine liebliche Beute streitig zu machen, worin ihn der Sanitätsrat Rogge, der gewöhnlich gegen

Abend kam, kräftig unterstützte. Zuerst wollte letzterer die Nichte durchaus in sein Haus zurück haben, da er aber einsah, daß dies unausführbar war, begnügte er sich, täglich nach ihr zu sehen, war sie ja auch in den besten Händen und so herrlich aufgehoben.

Edeltraut und Frau Marie hatten sich abwechselnd in die Nachtwachen geteilt.

In der Nacht vom neunten zum zehnten Tage wachte Edeltraut wieder. Die Kranke lag ganz apathisch da mit geschlossenen Augen.

Das Nachtlicht warf einen fahlen Schein über das marmorweiße Gesicht, lange betrachtete erstere sie aufmerksam. Sie horchte — ihr wurde so angst und bange. Atmete die Kranke denn überhaupt noch?

Leise nahm sie sich ein Fußkissen, kniete am Bett der Kleinen nieder und beugte angstvoll ihren Kopf über dieselbe.

Sie hörte nichts, war sie tot?

Da öffnete diese langsam die Augen und blickte still und erstaunt in das reizende Gesicht, welches sich über sie neigte. Plötzlich streckte sie die Arme aus und schlang sie um Edeltrauts Hals. „Hans, mein Bruder Hans,“ flüsterte sie.

Der jähe Übergang von der furchtbarsten Herzensangst zur reinsten, hellsten Freude, packte das junge

Mädchen so, daß sie in Thränen ausbrach. Da hörte sie es auch an ihrem Halse leise schluchzen, und nun fühlte sie heiße Thränen an sich herabrieseln. Marga weinte endlich, endlich, lange, herzbrechend.

Edeltraut ließ sie ruhig ausweinen, brachten die Thränen ihr doch endlich Erlösung. So weinend und schluchzend schlief das junge Kind endlich ein, sanft und ruhig atmend lag sie da. Wie die Morgensonne die Wölkchen rosig anhauchte, öffnete Edeltraut leise die Fenster und ließ die köstliche Morgenluft hinein.

Der Schlaf der Kranken wurde immer tiefer und fester.

Wie der Onkel kam, drückte er stumm Edeltraut die Hand, gottlob! Marga schlummerte der Genesung entgegen.

Acht Tage waren vergangen, es war Sonntagmorgen.

Warm und freundlich flutete die Frühlingssonne durch die weit geöffneten Fenster in das trauliche Giebelstübchen. Auf dem Tisch stand ein großer Strauß von gelbem Ginster und Heckenrosen.

Auf einem Stuhl an Margas Bett saß Frau Marie, auf dem Bettrand, den Arm um die aufrecht

sitzende Kranke geschlungen, Edeltraut. Margas Kopf ruhte an der Schulter der letzteren, während ihrer beider Hände ineinander verschlungen, andächtig gefaltet waren, denn Frau Marie las eine Morgenandacht vor.

Auf dem kleinen Sofa lehnte mit widerborstig emporgesträubtem Haar und hochgezogenen Augenbrauen, die Stirn in dicke Falten gelegt, so wie er bei aller Gutmütigkeit stets aussah, der gute, alte Onkel Olim hörte der Andacht zu und betrachtete mit Wohlgefallen die beiden lieblichen Mädchen da vor sich, deren Häupter die Morgensonne so zärtlich umschmeichelte.

Nun war das Lesen zu Ende, und die Mutter betete laut das Vaterunser.

In demselben Moment klopfte es leise an die Thür. Da niemand herein rief, öffnete diese sich jetzt ganz behutsam, von den anderen unbemerkt. Es war Doktor Rogge in Begleitung seiner Tochter Lieschen; verlegen über ihre Störung blieben sie still auf der Schwelle stehen und betrachteten die Gruppe vor sich.

„Amen," Frau Marie klappte das Buch zu.

„Verzeihen Sie," erklang es in demselben Moment verlegen bittend hinter ihr.

Erschrocken fuhr die Betende herum, das zarte

Antlitz von flammender Röte übergossen, die sofort einer Todesblässe wich.

„Wir fanden unten alles leer und gingen deshalb hier herauf," entschuldigte der Sanitätsrat in sichtlicher Befangenheit.

„Wir erwarteten Sie erst heute Abend," entgegnete Onkel Olim, „Sie sagten uns gestern, daß Sie heute —"

„Ja, ich wollte auch erst heute Abend, aber meine Tochter bat mich so, doch auch einmal mitkommen zu dürfen, da sie ihr Cousinchen so lange nicht sehen durfte, und abends wollte sie meine Frau nicht allein lassen. Sie verzeihen, gnädige Frau, ich hatte bis jetzt noch nicht die Ehre, Sie waren leider immer abwesend, wenn ich kam, mein Name ist Doktor Rogge, hier meine Tochter."

Marga streckte zärtlich die Arme nach der Cousine aus, und Lieschen eilte zu dieser, sie herzlich umschlingend.

Nachdem die Wiedersehensfreude sich etwas gelegt, und Edeltraut köstliche Erdbeeren und frische Milch gebracht, setzten die Herren sich aufs Sofa, sich über die neuesten Ergebnisse der Röntgenstrahlen unterhaltend, während Frau Marie einen schicklichen Vor-

wand vorschützend, das Zimmer verließ, um nicht wiederzukehren.

„Ist es hier bei Ihnen reizend, Fräulein Olim!" rief Lieschen entzückt, „das reinste Gedicht."

Hell und fröhlich lachte die Angeredete auf. „Fräulein Olim, das ist köstlich! Was meinst Du dazu, Onkelchen?

Nein, Fräulein Rogge, so heiße ich nicht. Der da auf dem Sofa, mein guter, alter Onkel, der manchmal ein rechter Brummbär ist, so daß ich ihn beim Ohrläppchen nehmen und zupfen muß, der heißt Olim. Sie müssen aber nicht denken, daß er uns anbrummt, nein, er macht nur immer solch grimmiges Gesicht, er besitzt sonst ein Lammsgemüt, nicht wahr, Marga?"

„Ja, er ist engelsgut," bestätigte diese.

„Ich heiße Edeltraut von Bühel, gerade so wie mein Onkel dort, der heißt auch von Bühel, aber nur statt Edeltraut — Olim von Bühel. Bitte, nennen Sie mich aber bloß Edeltraut, ich kenne Sie ja schon längst durch Marga, wenn ich Sie auch noch nicht gesehen."

„Dann, bitte, nennen Sie mich aber auch nur beim Vornamen."

„So, Lieschen, jetzt müssen wir aber aufbrechen,

wir sind für das erste Mal schon lange genug hier gewesen, es könnte Marga angreifen."

„Ach, wie schade! Es ist so traulich, so himmlisch hier. Doch ich will folgsam sein, Du hast recht. Komm bloß vorher noch einmal näher hierher, Väterchen, und sieh! Ist das nicht ein zu drolliges Naturspiel? Marga und Edeltraut sehen sich so ähnlich, wie ein Ei dem andern, nur daß Edeltraut braunes Haar und Marga blondes hat. Margas Züge erinnerten mich schon immer lebhaft an das Bild von Onkel Hans, welches über Deinem Schreibtisch hängt, aber bei Edeltraut ist dies merkwürdigerweise noch viel frappanter, geradezu lächerlich. Diese heißt nicht Fräulein Olim, wie wir dachten, sondern Fräulein von Bühel, der Name kommt mir auch so bekannt vor, hast Du ihn mir nicht irgendwo schon einmal genannt?"

„Ja — a — hm — hm."

Lange, lange schwieg der Doktor, dann sah er forschend den alten Kollegen an, der halb fortgewandt aus dem Fenster blickte, und in dessen Zügen es merkwürdig arbeitete. Jetzt seufzte dieser tief.

„Na, Papa?"

„Es ist schon so — aber — komm, nun wollen wir gehen."

„Ach, Papa, nun hüllst Du Dich wieder in Dein geheimnisvolles Schweigen," schmollte Lieschen, „das kenne ich, das ist undurchdringlich."

Herzlich streckte der Sanitätsrat Onkel Olim die Hand hin und drückte die seine lange und fest.

Unten auf dem Hausflur begegnete ihnen Frau von Bühel, sie that, als bemerke sie die Herren nicht und verschwand eilig in der Speisekammer.

Doktor Rogge ging ihr nach, ergriff ihre Hände, küßte sie ehrerbietig und sagte dann warm: „Verzeihen Sie, daß ich hier eindringe. Ich verehre Sie unendlich. Gewähren Sie mir manchmal das Glück, in Ihrer Nähe weilen zu dürfen, meiner Tochter den Segen, Ihnen nachzustreben. — Adieu!"

„So, meine kleine Marga, nun sind wir im Wald, ist das nicht köstlich hier? Ei, wer wird denn so traurig sein? Sieh mal, wie warm und freundlich die Sonne durch die Bäume scheint. Komm, jetzt breite ich das Tuch aus, so — und nun setzen wir uns beide ins weiche Moos.

Guck mal, wie herrlich rot und gelb die Fichten blühen! Nun atme recht tief ihren würzigen Duft ein, so, da wirst Du kräftig.

Ei, wer wird denn die ganzen Augen voll Thränen haben. Horch mal, wie lieblich und fröhlich die Vöglein singen und jubilieren! Sieh doch, wie viele Blumen um Dich herum sprießen. In jedem Kelch liegt noch ein klarer Tropfen Himmelstau, das ist die Hoffnung und der Glaube, der sie erquickt und emporstreben läßt, hinauf zum reinen Äther.

Solchen Tropfen Tau gab der Himmel auch Dir, und es wird garnicht mehr lange dauern, dann wirst auch Du mit den Vöglein um die Wette jubilieren und wissen, daß noch so viele, viele Blumen für Dich blühen, und dann wird Dir das Herz so weit und so groß werden. Oh, Du könntest gleich hinausjauchzen vor Wonne und Glück.

Immer noch Thränen?"

„O, Edeltraut, es ist mir so, als hörte ich Hans zu mir sprechen. Du bist in Wahrheit seine Muse, denn Du hast dieselben Gedanken, dieselbe Art wie er."

„Nun, wenn dies der Fall ist, dann kann ich mir aber auch garnicht denken, daß Dein Bruder sich freuen wird, wenn er jetzt auf uns herab sieht, daß er solche kleine Thränenweide von Schwester hat. Liebling, so sei doch fröhlich, er ist jetzt selig verklärt und glücklich. Denke mal, wie gut der liebe Gott doch ist, daß er ihn Dir so lange ließ, daß Du ihm

so viel sein durftest, daß Du sein ganzes Sein und Denken verstehen lerntest.

Nun mußt Du immer so handeln wie Du weißt, daß er es gerne hat, es gerne thäte und Du machst ihn dadurch unsterblich, denn in den Herzen vieler andrer Menschen blüht seine Art und Weise fort.

Komm, heb das Köpfchen in die Höhe und nun fröhlich! Sieh mal, wer da kommt, Onkel Rogge ist es und Lieschen.

Bitte, setzen Sie sich hierher zu Marga, ich werde indes unser Frühstückskörbchen auspacken, wenn Sie mithelfen, schmeckt es doppelt."

„Liebes Kind, wir sind eigentlich gekommen, Dich zu holen, waren schon im Hause und suchten Dich dann hier. Du bist nun wieder ganz munter und gesund, ich möchte mein Nichtchen wieder haben."

„Lieber Onkel, bitte, bitte, laß mich hier."

„Aber Kind, Du kannst doch nicht immer hier bleiben."

„O, laß mich hier, hier ist es so herrlich! Ich kann, ich kann nicht zurück, ich erstícke in der Stadt."

„Lieber Papa, Marga hat Recht, Du weißt ja, wie ich an dem Cousinchen hänge, aber ich glaube, für die Mutter ist es auch besser, wenn sie Marga

nicht immer sieht, sie wird durch sie täglich und stündlich erinnert an das Furchtbare, Unabänderliche."

„O, Onkel, laß mich hier!"

„Kind, das geht wirklich nicht."

„Onkel, Du sagtest einst, wir wären reich, ich will Edeltraut ein Schloß bauen lassen, ihr alles, alles schenken, wenn ich bleiben darf."

„Kind, Geld ist hier die Nebensache, es ist einfach unmöglich. Du wirst — glaube ich — denke ich — beständig — nicht — Erinnerung — man muß andern — "

Plötzlich sprang Marga auf und eilte fort, die anderen verdutzt zurücklassend. —

Frau Marie saß in der Wohnstube und schrieb. Da öffnete sich hastig die Thür, Marga flog auf sie zu und warf sich ihr zu Füßen.

„Bitte, bitte," bat sie flehend, „darf ich bei Ihnen bleiben? Behalten Sie mich hier!"

„Kind, Du erschreckst mich, das wird doch nicht gehen, Dein Onkel wird Dich zurückhaben wollen."

„Onkel hat uns einst erzählt, daß er und sein verstorbener Bruder Hans der Großmutter in der Sterbestunde geschworen, sie wollten meine Mutter wie ihren Augapfel behüten, deshalb will er mich gern bei sich behalten, nur aus Pflichtgefühl. Lebte Onkel

Hans noch, würde ich zu dem jetzt laufen, denn ich kann, nein, ich kann nicht zurück."

„Kind, bist Du nicht undankbar?" frug letztere mit merkbar zitternder Stimme.

„Nein, o nein. Für die Tante ist es doch ein ewiger Vorwurf, wenn sie mich sieht. Bitte, bitte! Behalten Sie mich hier, hier ist es mir so ums Herz, als gehörte ich hierher, als wäre ich zu Hause. Hier wohnt der Friede, wohnt das Glück, bitte, darf ich?"

Onkel Olim trat ins Zimmer. Noch immer knieend streckte Marga auch ihm die Hände entgegen. „Bitte, bitte, behalten Sie mich hier!" flehte sie, „denken Sie, ich wäre mit Ihnen verwandt, lassen Sie mich auch Ihr Kind sein!"

Seltsam zuckte es in des Onkels Zügen, unwirsch sagte er: „Wenn die da will."

„Ja, sie will," entgegnete die junge Frau mit einem schönen Lächeln, und sie hob Marga zu sich empor: „Ich will auch Dir eine Mutter sein."

Nun traten die drei anderen, die Margas lange Abwesenheit ängstigte, ins Zimmer.

„Ich darf bleiben! ich darf bleiben!" jubelte jene ihnen entgegen.

„Ich danke Ihnen im Namen meiner verstorbenen Schwester, im Namen von Margas Großmutter,"

sagte der Sanitätsrat tief bewegt und küßte voll tiefer Ehrfurcht Frau Maries Hand, die so froh und glücklich aussah mit einem so schönen, milden Lächeln.

„Lieber Arnold!

Welch furchtbares Schicksal uns getroffen, schrieb ich Dir schon. Seit gestern ist es entschieden, Marga bleibt für immer im Moorhaus bei einer sehr, sehr lieben Familie, es ist besser so für Marga sowohl wie auch für uns. Seitdem ist es aber beängstigend still um uns geworden. Väterchen ist oft so zerstreut, sieht so leidend aus, er braucht durchaus einmal eine Freude, sonst, fürchte ich, lebt er nicht mehr lange, und mir ist es auch immer so zu Mute, als weilte ich nicht mehr lange auf der Erde.

Bruder, lieber, lieber Bruder, kehr' zurück, komm, o komm!

Mama ist auch so apathisch. Daß Du es mir zu Liebe thun sollst, verlange ich nicht, aber Papa zu Liebe, komm, komm!

Deine Schwester Liese."

„Arminius (fälschlich Hermann genannt) Cheruskerfürst geboren 17 vor Christi vernichtete 9 nach Christi in dreitägiger Schlacht (Hermannsschlacht) drei römische Legionen unter Varus im Teutoburger Wald. Seine Gemahlin Thusnelda, 15 nach Christi von Germanicus geraubt und nach Rom geführt, wo sie den Thumelicus gebar, wegen Strebens nach Alleinherrschaft von seinen Verwandten gemordet 19 nach Christus."

Beide Zeigefinger in die Ohren gesteckt saß Marga da, den Oberkörper leise hin und her wiegend und lernte. Plötzlich blickte sie auf und frug die ein Endchen von ihr absitzende, fleißig nähende Edeltraut: „Du, sag mir mal, Liebste, warum denkt man sich den Hermann immer blond, ich finde, blond sieht furchtbar fade aus, ich meine, schwarz ist viel schöner, so charaktervoller. Ich denke es mir zum Beispiel himmlisch, Desdemona zu sein und von einem Othello fürchterlich rasend, eifersüchtig geliebt zu werden."

„Ich habe noch gar nicht darüber nachgedacht; ich glaube, ich liebe die Dunklen auch mehr —"

„Guten Tag, meine Damen. Im Vorbeigehen höre ich soeben Ihre Streitfrage, erlauben Sie, daß ich mich an der Debatte beteilige?"

Mit den Worten trat Ernst Wrede zu den jungen

Mädchen. Seine Züge trugen einen äußerst geschmeichelten Ausdruck. Es war ersichtlich, er hatte schon lange die beiden beobachtet, vornehmlich Edeltraut, denn diese sah heute ganz besonders liebreizend aus in einem weißen, duftigen Gewande, vor der zarten Brust und auf dem leichten, mullüberzogenen Basthut ein Sträußchen Heckenrosen gesteckt.

Goethes Heideröschen fiel ihm ein; er war ganz der Mann dazu, dies Röslein zu brechen, aber er wollte sich nicht von ihm stechen lassen, nein, in aller Form wollte er sie sich erobern. Er merkte ja schon längst, daß sie ihn liebte.

Wie konnte es denn auch anders sein, er war ja bildschön, und die Blicke vieler Frauen hatten schon oftmals begehrend auf ihm geruht, aber dies wunderliebliche, weltfremde Mädchen mit dem frischen, natürlichen Wesen, die noch solch Hauch von Unberührtheit, von Waldesduft und Reinheit umgab, die war es, die er sich ausersehen, außerdem war sie von altem Adel und auch noch vermögend. Wohl hatte er schon oft bemerkt, wie Frau Doktor Kern ihn absichtlich von jener fern zu halten suchte. Natürlich, sie wollte das schöne Mädchen für ihren Otto haben. Dieser sah ja auch immer so grenzenlos traurig drein, wenn Edeltraut mit ihm, Ernst, freundlich sprach, sich im

Gespräch ausschließlich an ihn wandte. Dieses war aber noch gerade ein Grund mehr, nun kam die Eifersucht mit ins Spiel und reizte ihn aufs äußerste, den Sieg davon zu tragen. Er hatte eine schlaflose Nacht gehabt. Edeltrauts Zuneigung glaubte er bisher ganz sicher zu sein, deshalb hatte er noch nicht die Gelegenheit wahrgenommen, es ihr zu sagen, war er selbst bis jetzt ja auch noch nichts und fürchtete, ihre Verwandten würden sie ihm verweigern.

Nun hatte er seinen Doktor gemacht und auch eine Privatlehrerstelle in Aussicht, also warum noch zögern?

Die Zeit seiner Abwesenheit mußte Frau Doktor Kern aber sehr gut ausgenutzt haben, denn es kam ihm so vor, als wäre Edeltraut viel zurückhaltender zu ihm wie früher, besonders viel, viel freundlicher zu Otto. Schon zu Weihnachten war ihm dies aufgefallen, ein Glück, daß er sich so geschickt als den anonymen Maler und Geber des Nerobildes aufgespielt. Dadurch hatte er dann wieder viele und große Chancen für sich gewonnen.

Vorgestern war sie trotzdem zu ihm doch wieder ziemlich gleichgültig bei seinem ersten Besuch gewesen und hatte sich viel eingehender mit Otto beschäftigt, der gerade sein Apothekerexamen glücklich bestanden.

Jetzt wurde die Sache für ihn erst gefährlich.

Otto hatte eine große Chance für sich, das war seine Kinderfreundschaft mit dem schönen Mädchen und die offenbare Zuneigung von deren Verwandten, außerdem war er auch noch sehr reich.

Er selbst besaß zwar seine siegreiche Schönheit, aber trotzdem — wer zuerst kommt, mahlt zuerst, und wer's Glück hat, führt die Braut heim.

Edeltraut konnte es ja gar nicht wissen, daß er sie liebte, wenn er es ihr nicht sagte. Das war schon manchmal vorgekommen, daß ein Mädchen sich mit einem ungeliebten Mann vermählte, bloß, weil der heimlich Geliebte nicht rechtzeitig sprach.

Also hieß es hier, nur Otto zuvorzukommen, bis jetzt hatte dieser noch nicht gesprochen, das war ersichtlich.

Nun der Backfisch auch noch für immer draußen bei ihnen im Moorhause wohnte, hatte er keinen einzigen Augenblick gefunden, sie allein zu sprechen. Ein geflüstertes Wort, ein Händedruck hätte schon so viel gesagt, doch leider mit konstanter Bosheit war diese kleine Marga, welche für Edeltraut schwärmte, stets an deren Seite gewesen, Pech!

Vorhin hatte er beide Mädchen über das Moor kommen und sich unter den schattigen Buchen am

Waldesrand dicht bei dem großen Ginsterfeld niedersetzen sehen.

Eine ganze Weile stand er nun schon beobachtend hier, hoffend, Marga würde sich vielleicht einmal entfernen und er dann die Gelegenheit benutzen können, mit wenig Worten sich Edeltraut zu erklären. Dann war Otto der lackierte Mitteleuropäer, wie er es ihm gönnte! Schadenfreude war doch die reinste Freude!

Dummerweise erblickte er jetzt ein Stück weiterhin Herrn von Ginster hinter einem großen, aufgestellten Schirm sitzen; fatal! Da konnte er doch wieder nicht reden, der würde ja sonst Wort für Wort verstehen.

Zu seinem großen Trost hörte er nun Edeltrauts Bemerkung, daß sie glaube, sie fände die dunklen Männer schöner.

Er fühlte sich unsäglich geschmeichelt, wie konnte es denn auch anders sein!

Otto war blond, sein Urteil war gesprochen, sie liebte ihn, Doktor Ernst Wrede, das war klar!

Siegessicher warf er sich malerisch ins Moos neben Edeltraut nieder.

„Also wovon sprachen die Damen?" begann er.

„Von Hermann, dem Cheruskerfürst," entgegnete Marga, „ich sah in der Gartenlaube den Thumann-

schen Arminius und kann mir nicht vorstellen, daß er so ausgesehen. Wenn ich einen Namen höre, mache ich mir auch immer ein Bild von dem, jeder muß doch seinen Namen auch mit der That tragen, ihn dadurch so zu sagen verkörpernd. Groß und wundervoll gewachsen denke ich mir natürlich alle Hermanne, und das ist der ja auch, aber nun die Haarfarbe?"

„Groß und wundervoll gewachsen sind doch nicht alle Hermanne, Fräulein Blew, das muß ich schon gleich bestreiten, ich kenne zum Beispiel einen, der ist die Karikatur eines solchen, wie Sie ihn sich vorstellen.

Und nun die Haarfarbe, wie denken Sie sich also Ihren verkörperten Hermann?"

„Bei Thumann ist er blond, das finde ich fade, schwarz fände ich viel schöner."

„Dunkel ist auch viel schöner, da muß ich Ihnen recht geben. Übrigens haben Sie soeben gelernt: „Arminius, fälschlich Hermann genannt", also war der Arminius blond, und den Hermann kann man sich nun schwarz denken, groß, schlank und dunkel. Trotzdem muß ich Ihre Behauptung widerlegen, daß der Name nur in verkörperter Auflage erscheint. Ich bin zum Beispiel ein wenig Dilettant, wie fänden Sie das, wenn ich die Hermannsschlacht malte mit

dem verkörperten Eigennamen, wie ich ihn kenne, und nähme also Herrn Hermann von Ginster als Cheruskerfürst dazu?"

„Pfui! Das wäre ja eine Karikatur. Herr von Ginster paßte eher zum Hunnenkönig Etzel," rief Marga. „Übrigens sagt dies noch garnichts, mein Herr Doktor, daß Sie im Recht wären, denn Ausnahmen bestätigen nur die Regel, wie Sie wissen werden. Geschlagen! Sag' mal, Edeltraut, kannst Du das begreifen, daß die schöne Krimhild nach ihrem engelschönen, herrlich gewachsenen Siegfried den Etzel heiraten konnte? Mir wäre der Attila ekelhaft gewesen, Dir nicht auch?"

„Ich kann Krimhild überhaupt nicht begreifen, ich denke, wenn man einmal im Leben geliebt, dann kann man einem zweiten Manne nicht gehören, dann hat man ausgelebt."

„Zu was würden Sie, gnädiges Fräulein, die Gestalt des Herrn von Ginster am besten verwenden?"

„In einem Bilde zu einem Zwergenkönig," entgegnete Edeltraut sinnend.

„Famos, Alberich, der böse, häßliche, dämonische Zwerg, der Name paßte vorzüglich zu ihm, meinen Sie nicht auch?"

Edeltraut schwieg.

„Und dabei heißt er doch allem zum Trotz Hermann oder Arminius, der Cheruskerfürst oder auf deutsch Schloßherr von Ginsterfelde. Denken Sie ihn sich einmal mit seinen langen, dünnen Spinnenarmen und -beinen umherspringend, den Schild gegen die Feinde schwingend, sich mit dem Höcker gegen ihren Angriff deckend.“

Ernst zog seinen Notizblock hervor, und da er großes Geschick zum Karikieren besaß, entwarf er rasch eine Zeichnung.

„Nun sehen Sie mal dort vor sich das Ginsterfeld an,“ begann er wieder, „denken Sie, das wären lauter gerade gewachsene Germanen, und nun käme eine Kreuzspinne daher, wollte ihr Anführer sein und spränge nun zwischen den schlanken Stengeln umher, schöner Anblick!“

Ernst verstand dies so drastisch und anschaulich zu schildern, daß Marga in ein herzliches, lautes Gelächter ausbrach, welches — so ansteckend es auch war — Edeltraut doch nicht mit einstimmen ließ, im Gegenteil, eine heiße Zornesröte stieg in ihrem reizenden Antlitz empor, und ihre Lippen kräuselten sich mit einem Zuge der grenzenlosesten Verachtung. Doch schwieg sie beharrlich.

„Fräulein von Bühel, Sie sehen ja so fürchter-

lich ernst aus, darin müssen Sie mir doch recht geben, dies müssen Sie mir doch zugestehen, daß der seinen Namen nicht mit Recht führt?"

„Nein, das führt er auch nicht," antwortete Marga für die Angeredete. „Edeltraut, Du Schweigsame, redest ja kein einziges Wort mit dazu, aber sieh nur, wenn man vom Wolf spricht, ist er nicht weit, Du, auf Deinem Sträußchen da vor der Brust klettert ganz gemütlich eine Spinne herum, ein regelrechtes Kreuz auf dem Rücken."

„Pfui! über die ekelhafte Kreuzspinne," rief Edeltraut heftig erschrocken aus, „ich kann garnicht sagen, wie ich dieses Ungeziefer hasse!"

Hastig riß sie sich das Sträußchen von der Brust und warf es voll Abscheu weit hinein in das Ginsterfeld, all ihre Mienen prägten dabei den grenzenlosesten Widerwillen aus.

In demselben Moment blickte Edeltraut empor und gerade in das todestraurig auf sie gerichtete Auge des Buckligen, der von den anderen unbemerkt den Grassteig entlang kam und tiefer in den Wald hineinschritt. Es war ersichtlich, er hatte alles mit angehört, alles mit angesehen. Ein jähes Schmerzgefühl durchzuckte sie. Pfui! über sich selber, daß sie in ihrem Widerwillen gegen die Spinnen sich so — so weit

fortreißen ließ, daß sie ihrem Ekel Worte verlieh, die ganz anders gedeutet werden konnten von ihm, den sie einst Kreuzspinne genannt, die sich anhörten wie eine absichtliche, tödliche Kränkung. Sie hätte weinen mögen, so leid that er ihr. O wenn sie nur wüßte, wie sie es wieder gut machen könnte, o wüßte sie nur —

„Trauti, Du bist ja so still und ernst geworden, siehst so traurig aus. Sieh einmal, wer kommt denn da noch ganz weit hinten den Waldsteig entlang? Lieschen ist es, aber mit wem?"

Rasch sprang Marga auf und eilte der Cousine entgegen, doch plötzlich blieb sie stehen wie angewurzelt, ihre Füße hafteten am Boden, versagten ihr den Dienst, ein Zittern lief über ihren ganzen Körper. Von einem jähen Schreck gepackt, hoffend, daß die Ankommenden sie noch nicht bemerkt. wandte sie sich plötzlich und eilte unaufhaltsam fort, vorwärts, wie gejagt durch den Wald über das Ginsterfeld und verschwand hinter dem Gebüsch am Teich.

Ernst hatte, Margas Forteilen benutzend, sofort die Gelegenheit am Schopfe genommen und machte Edeltraut mit kurzen Worten einen Heiratsantrag.

Doch ehe er noch ganz geendet, sah Edeltraut plötzlich Marga den Waldsteig daherjagen und ins Ginsterfeld springen.

Erschrocken über das unerwartete Liebesgeständnis, nicht wissend wie das abwehren, in grenzenlosester Verlegenheit sprang auch sie auf und eilte, Marga bei Namen rufend, dieser nach, den verdutzten Liebhaber allein lassend.

Erstaunt blickte dieser ihr nach, bis auch sie hinter dem Gebüsch am Teich verschwand.

Doch bald kehrte seine Fassung zurück. Das war ja nichts weiter wie nur mädchenhafte Verlegenheit, die sich bei dem Naturkinde so äußerte, weibliche Schüchternheit, die würde sich schon geben.

Gottlob! Seinen Zweck hatte er ja trotzdem erreicht, sie wußte nun, daß er sie liebte, sie zum Weibe begehrte. Otto konnte ihm nicht mehr zuvorkommen; da war es wohl das beste, er ließ ihr nun Zeit und ging jetzt zu Hause. Nun kam da ja auch Fräulein Rogge, wie Marga verkündet, da fand er heute keine Gelegenheit mehr, sie allein zu sprechen, und rasch eilte er zurück, den Weg abschneidend, um Margas Cousine nicht mehr zu begegnen, dem Amtshause zu.

Sanitätsrat Rogge saß in seiner Studierstube am Schreibtisch und blickte hinaus in den dämmernden Abend.

Er sah sehr bleich und abgehärmt aus, eine tiefe Melancholie lagerte auf seinen ernsten, stillen Zügen.

Lieschens Zustand ängstigte ihn, sie schwand wie ein Schatten dahin; jetzt war sie ausgegangen. Es war so still, so totenstill um ihn herum. Wie lange würde es noch dauern und er war allein, ganz allein mit der Frau, die er sich zur Lebensgefährtin nur aus Dankbarkeit erwählt.

Er seufzte tiefschmerzlich; dies hatte er freilich nicht geahnt, daß Dankbarkeit solche Fesseln anlegen konnte.

Wieder seufzte er bang in namenloser Qual — allein, ganz allein.

Und dennoch war er nicht allein.

Im Hintergrunde des Zimmers auf dem Sofa saß diese, seine Fessel, von ihm unbemerkt, die nachtschwarzen, unstäten Augen unverwandt auf ihn geheftet mit einem hoffnungslosen, verlorenen Ausdruck in den Zügen.

Stunde um Stunde verrann. Nun stieg der Vollmond am Himmel empor und ließ den abgespannten, müden Ausdruck der blassen Züge noch bleicher erscheinen.

Starr blickte jener hinein in den Mond und

rührte sich nicht; aus dem einen Auge rann eine schwere Thränne über seine eingefallene Wange herab.

Langsam, mit unsicherem Schritt erhob sich jetzt die Gattin hinter ihm, leise und zögernd kam sie näher und näher, er hörte es nicht.

Zitternd glitt sie nieder zu seinen Füßen und hob flehend die Hände zu ihm empor: „Vergieb, vergieb," flüsterte sie, „ich vergiftete Dein Leben, ich trieb Deinen Sohn aus dem Hause, ich vertrieb Deine Schwester, ich tötete Dein Schwesterkind nicht allein, nein, ich tötete auch Dein Lebensglück. Arnold hatte recht, wie er es mir damals sagte. Verstoß' mich, treibe mich aus dem Hause, ich will es geduldig ertragen, denn ich habe es nicht anders verdient. Lieschens blasses Gesicht, Deine stumme Qual kann ich nicht mehr länger mit ansehen, ich gehe, aber erst — vergieb — vergieb —" aufschluchzend barg sie ihr Haupt an des Gatten Kniee.

Mild legte dieser seine Hand auf ihr gebeugtes Haupt.

„Mutter! Vater! vergebt," klang es da plötzlich neben ihnen, und zu beiden Seiten der Eltern knieten Arnold und Lieschen; des Sohnes bärtiges, männliches Antlitz blickte bittend zu ihnen empor, und seine

Hände umschlossen mit warmem Druck die der beiden Eltern, diese in den seinen vereinend.

Mit unbeschreiblicher, verzeihender Milde im Antlitz zog der Doktor beide empor an sein Herz, Sohn und Gattin, und Lieschen umschlang die Drei zärtlich.

Sie war der Schutzengel dieses Hauses. Sie hatte den Bruder von der Bahn geholt, unhörbar auf dem weichen Teppich waren sie beide zu des Vaters Studierzimmer geeilt und dort an der offenen Thür stehend unfreiwillig Zeuge gewesen von der Mutter Zerknirschung.

Dies hatte Arnold so gepackt, daß über ihn, der bis dahin sich stets in seinem Recht geglaubt, auch endlich die Reue kam, und diese war es gewesen, die ihn so plötzlich auf die Kniee zu der Eltern Füßen hingetrieben.

„O Kinder, vergebt auch Ihr mir,“ bat die Mutter nun, „ich habe auch Euch — die Jugend — doch ich will versuchen, ein neues Leben zu beginnen.“

Marga hielt nicht eher inne mit laufen, bis sie das Giebelstübchen im Moorhause erreicht, und Edeltraut folgte ihr auf dem Fuße.

„Was ist Dir, Liebling, warum eiltest Du so geängstigt fort?“

„Die Tante kommt, Tante Amalie und — und — nein Trauti, ich kann, ich kann sie nicht wiedersehen.“

Edeltraut, selbst viel zu erregt, hörte nur halb hin auf die Kleine.

„Kinder, was fehlt Euch denn, daß Ihr so angerast kommt?“ frug Frau Marie eintretend.

Die jungen Mädchen flogen beide wie erlöst auf die Sprecherin zu und schmiegten sich zitternd vor Aufregung, schutzsuchend an deren Brust wie zwei verschüchterte Tauben.

„Ich sah Lieschen ankommen und lief ihr entgegen, doch plötzlich konnte ich nicht weiter, ich war wie gelähmt vor Schreck, denn mit ihr kam die Tante — Tante Amalie am Arm eines großen, schönen, schlanken, ungefähr dreißigjährigen Mannes, dessen tiefgebräuntes Antlitz von einem schwarzen Backenbart eingefaßt ist. An der Ähnlichkeit mit der Mutter erkannte ich den Sohn, es war Arnold, niemand anders wie dieser. Plötzlich fuhr es mir in die Füße, die rasendste Angst,

und da bin ich gelaufen, gelaufen so weit sie mich trugen, bis ich in Sicherheit war. Hier, hier bin ich es, Mutter, schütze mich, hilf mir, ich kann, ich kann sie beide nicht sehen. Ihre Heftigkeit nahm mir den — er — mich schaudert's, wenn ich daran denke, sie sind beide von einer Art, von einem Charakter, ich kann, ich kann sie nicht sehen, ich — ich glaube, ich hasse sie!"

„Aber Kind, wer wird denn so aufgeregt sein. Edeltraut geh hinunter und begrüße die Gäste, wenn sie kommen sollten. Nun, Töchterchen, steh auf, nein, nicht knieen vor mir. Wir setzen uns hier aufs Sofa.

So — nun sage mir einmal, glaubst Du wirklich, daß es recht von Dir ist, daß Du Dich so furchtbar ängstigst?"

„Aber sie tötete meinen Bruder."

„Leider that sie das, aber ist sie darum nicht grenzenlos zu bedauern? Ein einziger heftiger Moment störte ihre Seelenruhe für immer. Ist sie dafür nicht furchtbar gestraft? Kann man da nicht grenzenloses Erbarmen mit ihr haben? Schuldlos hast Du das Furchtbare über Dich ergehen lassen müssen, sie aber ist viel mehr zu bemitleiden wie Du, sie trägt diese Schuld als eine furchtbare Kette mit sich herum ihr Leben lang. Glaubst Du nicht, daß verzeihen und vergeben ein seliges, ein göttliches Glück ist?

Ja, glaube mir das Liebling. Sie ist tief gebeugt und niedergedrückt, erdrücke sie nicht ganz dadurch — damit — daß Du sie nicht sehen willst. Was glaubst Du wohl, was sie herausgetrieben hat zu Dir? Nichts weiter wie nur der Gedanke, mit Dir Frieden zu machen, Deine Vergebung zu erlangen, willst Du sie ihr verweigern? Sieh, wir verlangen doch von Gott auch, daß er uns immer wieder von neuem vergiebt bei allem, was wir sündigen."

„Ja, ich bin doch aber auch kein Gott."

„Nein, aber wir sollen streben, ihm ähnlich zu werden; darum, mein Kind, wollen wir alles, was an uns liegt, thun, um unseren Nächsten, auch wenn er uns verhaßt und unsympathisch ist, aufzurichten und zu trösten, Gott allein die Rache überlassend.

Besiege Dich selbst, meine Jüngste, bezwinge Dich, warte nicht ab bis sie, die ältere Frau, zu Dir herauf kommt und Dich um Verzeihung bittet, nein, gehe Du hinunter zu ihr. Glaube mir, ein göttliches, ein seliges Glück wird Dich dabei durchströmen. Denke daran, wie schwer es ihr wohl geworden sein mag, hier heraus zu kommen, Du siehst, daß sie Dich suchte. Wenn sie Dich nun doch bemerkte, sah, daß Du vor ihr entflohst, denke, was sie da schon durchgemacht. Sei edel, Liebling!"

„Aber wenn sie nun will, daß ich zurückkommen soll?"

„Nein, das wird sie nicht wollen, und Du gehörst nach eigener Wahl ja auch jetzt ganz zu uns, es müßte denn ein stärkeres Band Dich wieder ins Doktorhaus zurückführen."

„Nie — nie!"

„Das kann man noch nicht wissen."

„Aber nun Arnold — wie soll ich dem begegnen? Ich trage noch die Narbe hier am Hinterkopf, wo sein Pack Bücher mich einst getroffen."

„Ich hätte garnicht gedacht, daß meine kleine Marga so nachtragend ist. Mit dem hast Du ja nicht viel zu thun. Du kannst ihn meinetwegen meiden, so viel Du willst, wenn es Dir Spaß macht. — Sieh mal, da biegen unsre Gäste soeben in den Weg zum Moorhölzchen ein. Sieh; wie müde und gebrochen Deine Tante aussieht, wie verloren ihre Blicke über die Bäume gleiten. Was wird mein Töchterchen jetzt thun?"

„Mutter — Mutter, Du bist ein Engel! Ich liebe Dich grenzenlos." Zärtlich und stürmisch küßte Marga Frau Marie und eilte dann flinken Fußes hinab.

Das Antlitz der Tante trug einen tief unglücklichen, hoffnungslosen Ausdruck.

Tief erblaßt, am ganzen Körper zitternd vor Erregung, eilte Marga ihr entgegen, streckte ihr beide Hände erbarmend und vergebend entgegen und sagte bebend: „Liebe Tante, Du willst gewiß einmal sehen, wie es mir geht. Das ist aber lieb von Dir, Du mußt Dir alles ansehen, es ist herrlich hier. Du, Lieschen, kennst es ja schon."

„Sieh, Marga, hier Bruder Arnold."

„Ich dachte es mir schon," entgegnete diese und streckte heiß errötend auch jenem die Hand hin, ohne zu ihm aufzublicken. Dann wandte sie sich wieder liebevoll zur Tante.

Auf der Thürschwelle trat Frau von Bühel den Gästen entgegen. Harmlos und liebenswürdig, mit großer Herzlichkeit und feinem Taktgefühl begrüßte sie die Ankommenden und führte sie hinein ins kühle Wohnzimmer, wo Edeltraut schon gar zierlich den Kaffeetisch gedeckt.

Es dauerte garnicht lange, dann fühlten die Gäste sich so wohl und behaglich hier, und wie Onkel Olim, der einen Ausgang gemacht hatte, mit dem Sanitätsrat hinzukam, da war die kleine Gesellschaft

in so fröhlicher Unterhaltung, daß es später Abend wurde, ehe sie sich trennten.

Still sinnend ruhte Arnolds Blick auf dem jungen, reizenden Antlitz seiner Cousine, das einen so seligen Zug von vergebender Milde trug, „gerade wie mein Vater,“ dachte er.

Es war doch viel schöner, edler, so zu sein, wie Jahre lang nachzutragen. Ein heißes Schamgefühl wallte in ihm auf, und wieder suchte er das liebliche Gesicht; dies junge Kind stand hoch über ihm.

Frau Doktor Rogge hielt beim Abschied lange die Hand ihrer schönen Wirtin fest, es war so, als fühlte sie instinktiv, wie viel sie von dieser edlen, milden Frau lernen konnte.

Am nächsten Tage ging Doktor Ernst Wrede siegessicher ins Moorhaus, doch Frau Doktor Kern mit ihrem Otto waren für den ganzen Tag da, dumm!

Edeltraut von Bühel wurde zwar bleich vor Erregung, wie sie ihn erblickte, sonst ließ sie sich aber nichts merken, daß sie zu ihm, Ernst, eine Beziehung hatte, gab ihm auch keinen Augenblick Gelegenheit, sie allein zu sprechen. Im Gegenteil, sie war nur

noch viel freundlicher zu Otto wie je, sie wandte im Gespräch sich fast nur an diesen, welches Frau Doktor Kern äußerst glücklich zu machen schien.

Doch das war ja aber auch wohl ganz natürlich, diese Freundlichkeit war Ottos Henkersmahlzeit, die das junge Mädchen ihm noch mitgab als letzten Trost, ehe sie seiner Liebe den Tod gab, und außerdem, ehe sie nicht öffentlich verlobt war, mußte sie ja alle Aufmerksamkeit von dem Gegenstand ihrer Liebe ablenken.

Sie machte es ihm nur ein bißchen gar zu arg, nun nahm sie sogar ganz zutraulich Ottos Arm und ging mit diesem und Marga ins Dorf zum Schäfer Ferse, für die sie eine ganz besondere Vorliebe hegte, welche der Backfisch teilte.

Wenn sie erst seine Frau war, würde er ihr schon diese Vorliebe austreiben, das wußte er, die Besuche litt er ein für allemal nicht.

Doch wozu sich aufregen? Er war ja seines Sieges nur zu gewiß. Er verabschiedete sich deshalb, wie sie am Dorfe angekommen.

Acht Tage lang versuchte Ernst jeden Tag das junge Mädchen zu sprechen, doch vergebens, immer war es ihm unmöglich, sie allein zu treffen. Dieser

Widerstand, dieses beständige Mißgeschick reizte ihn so, daß seine Liebe zu Edeltraut zur hellen, flammendsten Leidenschaft wurde.

Tag und Nacht sann er nur darauf, wie er ihre mädchenhafte Schüchternheit besiegen, sich endlich mit ihr verloben würde, denn ihre große Freundlichkeit zu Otto fing an seine Eifersucht zu erregen.

Sie verließ auch garnicht mehr allein die Umgebung des Moorhauses. —

Eines Tages saß er wieder Unheil brütend am Waldesrand und blickte hinaus in die Ebene, da kamen die beiden jungen Mädchen, festlich gekleidet, den Moorweg daher; sie wollten anscheinend nach Scholwin gehen.

Nun wandte Marga sich: „Geh immer voraus bis zum Waldesrand, ich komm' Dir gleich nach," hörte er die helle Stimme der Jüngeren rufen.

„Endlich!" frohlockte er, „den Augenblick laß ich mir nicht entgehen," schnell trat er hinter einen Baum.

Rasch kam das junge, bildschöne Mädchen dahergeschritten, sie eilte sichtlich, aus der senkrecht auf sie herniederprallenden Sonne heraus in des Waldes kühlen Schatten zu gelangen und ahnte garnicht, welche Liebessonne ihr hier aufgehen sollte.

Wie Ziethen aus dem Busch wollte er hervor-

stürzen und die junge, reizende, schüchterne Festung im Sturm erobern.

Kaum war Edeltraut in den Waldesschatten eingetreten und fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung zu, da wurde sie plötzlich von hinten von zwei Armen fest umschlungen, und eine Stimme rief zärtlich: „Edeltraut, finde ich Dich endlich, endlich allein?"

Erschrocken riß sie sich los, wandte sich um und blickte in das vor Liebe glühende Gesicht des schönen Ernst Wrede, welches ihr jetzt garnicht mehr schön vorkam, im Gegenteil, abstoßend häßlich.

„Herr Doktor Wrede, was erdreisten Sie sich!" rief sie empört, „mein Name ist für Sie Fräulein von Bühel."

„Aber Edeltraut, ich habe Dir doch gesagt, daß ich Dich liebe —"

„Und ich habe, denke ich, Ihnen doch genügend gezeigt, daß ich diese Gefühle nicht erwiedere, ich bin Ihnen ausgewichen, wo ich konnte."

„Du machtest mir doch Hoffnung überall."

„Ich? Ihnen? Im Gegenteil, ich vermied jedes Alleinsein mit Ihnen, damit Sie Ihren Antrag nicht beenden könnten."

„Ich hörte doch selbst mit an, wie Du sagtest, Du zögest die dunklen Männer den blonden vor."

„Damit meinte ich sicher nicht Sie.“

„Wen denn sonst?“

„Das geht Sie nichts an.“

„Edeltraut, Du irrst Dich, Du liebst mich, ich weiß es ganz genau, Du kennst Dich selbst nicht, Deine mädchenhafte Schüchternheit läßt Dich dies nicht eingestehen.“

„Mein Herr, Sie werden mir lästig! Entfernen Sie sich sofort, sonst —“

Wie Ernst aber durchaus nicht Miene machte zu gehen, im Gegenteil ihr nähertrat, um die Widerstrebende in die Arme zu schließen, sprang sie mit einem unnachahmlichen, hochmütig verächtlichen Nasenrümpfen, ihn über die Achsel betrachtend, flink wieder hinaus in die sonnige Glut und Marga entgegen, die sich ihr eben nahte.

Furchtlos, ohne Gruß schritt sie dann mit dieser an ihm vorbei, ihn mit den gemischtesten Gefühlen zurücklassend.

„Verflucht!“ rief er halblaut vor sich hin, „das hätte ich der kleinen Hexe garnicht zugetraut. Also mir — mir widersteht sie. Gut, nun ist sie mir doppelt interessant. So gefällst Du mir noch viel besser, kleines Sprühteufelchen. Warte, Dich will ich

kirre machen, nun erst recht sollst Du mein werden und zwar heute noch, Dir selbst zum Trotz, und folgst Du nicht willig, dann brauch' ich Gewalt.

Heute Abend mußt Du ja wieder zurück; zum Glück! Ich kenne Deine Angewohnheit, am Teich Mondschein zu schwärmen und zwar allein. Na warte, sollte das Glück mir nicht hold sein? Warte Du, heute noch mache ich Dich kirre. Mir zu widerstehen! Mir Trotz bieten zu wollen! Mir einen Korb austeilen! Nimmermehr!

Heideröslein, Du stachest mich, dafür jetzt breche ich Dich."

Er überlegte. Wenn sie ihn damals nicht meinte mit dem Schwarzhaarigen, wen meinte sie dann?

Ach richtig, Himmel! Daß er daran noch nicht gedacht, da war ja der Arnold Rogge, der interessante Afrikareisende mit den nachtschwarzen Augen und dem gebräunten Gesicht. Ja natürlich, der war es, der hatte es ihr angethan, den meinte sie damit.

„Donnerwetter! ja, das war freilich ein Mann, der konnte ihm gefährlich werden, viel gefährlicher wie Otto, da that aber schleunigste Eile not. „Auf heute Abend!" knirschte er und ging zurück ins Elternhaus.

Und der Abend kam.

Fröhlich plaudernd gingen die beiden jungen

Mädchen, begleitet von Otto Wendtland und Arnold Rogge zurück durch den dunklen Wald.

Der Vollmond stieg hell am Himmel empor.

Am Gebüsch beim Teich verabschiedete Edeltraut die jungen Herren. „Entweder Sie kommen nun noch mit, mit uns hinein," rief sie, „oder Sie eilen jetzt spornstreichs zurück. Es ist ja heller Mondschein, wir fürchten uns nicht. Gute Nacht," sie reichte herzlich dankend, Otto sowohl wie Arnold, beide Hände hin.

„So, Marga, hier hast Du meine Schere, da schneide noch einige Zweige ab von dem Essigbaum dort, ich will noch flink hinlaufen und etwas blühenden Ginster pflücken, morgen ist Onkel Olims Geburtstag. Trage die Zweige nur immer hinein, ich komme gleich nach. Morgen ist ja auch Neros Todestag," flüsterte sie vor sich hin.

Das junge Mädchen pflückte sich das hochgenommene Kleid ganz voll Ginster, steckte noch ein Sträußchen davon, es verstohlen küssend, an ihre Brust und eins in ihr Haar und trat nun auf die Brücke und blickte hinein in die vom Vollmond hell beschienene, schwarze Tiefe.

„Armer Nero! Um mir das Leben zu erretten, fandest Du dort unten den Tod," flüsterte sie und

warf eine Hand voll Ginster hinab in das dunkle Gewässer vor sich.

In dem Moment kam es langsam und leise hinter ihr angeschlichen, mit unhörbaren Katzentritten schlich es behutsam näher und immer näher auf sie zu, den mörderischen Raubtierblick gierig auf sein Opfer gerichtet. Nun war sie verloren, rettungslos verloren, an ihn gekettet, sie war allein in der dunklen, schweigenden Nacht, Marga längst ins Haus geeilt.

Sein mußte sie heute noch werden, sein um jeden Preis, auch gegen ihren Willen.

Nun streckte er die Arme aus, begehrlich und lüstern, jetzt ließ er sie nicht wieder so los.

Da erhob sich plötzlich aus dem Ginsterfeld ein Schatten. War dies der Schemen ihres toten Hundes, der kam sie zu rächen?

Er wurde länger und länger, riesengroß, jetzt bedeckte er schon das ganze Erdreich rund umher, und nun — in dem Moment, wo Ernstens Finger die ihm sichere Beute berührten, packte eine fürchterliche Faust ihn im Genick.

„Bube! was erfrechst Du Dich, fort mit Dir, feiges Gewürm!“ und ehe die entsetzt sich umblickende Edeltraut sich auch nur besinnen konnte, flog hinter ihr

schon Doktor Ernst Wrede über das Brückengeländer in den Teich.

„Edeltraut! Edeltraut! gräßlich, schauderhaft!“ hörte diese jetzt laut Margas Stimme rufen und sah Herrn von Ginster, der leicht grüßte, als wäre garnichts weiter geschehen, den Moorweg zurückschreiten.

Eilig flog die Errettete ihm nach, ihm dankend, beide Hände entgegenstreckend, doch dieser übersah letztere gänzlich, griff grüßend an den Hut und eilte heimwärts im Mondschein wieder einen langen Schatten vor sich hinwerfend.

Nun war Marga auch schon an ihrer Seite. Schaudernd hatte diese zugesehen, wie Herr Wrede aus dem Schlamm ans Ufer kroch. „Ich wollte Dir eben wieder entgegen gehen, da Du nicht kamst, da sah ich den da aus dem Gebüsch schleichen wie einen Mörder. Langsam kam er näher und näher, die Arme nach Dir ausstreckend, er wollte Dich hinterrücks umschlingen und — o, entsetzlich, grausig! Ich wollte rufen, Dich warnen, doch die Kehle war mir wie zugeschnürt, ich war wie gelähmt, gräßlich! Ein Glück, daß Herr von Ginster Dich errettete, sonst — Ich sage Dir, wie er aussah! Doch wie ein wirklicher, echter Hermann kam er aus dem Ginsterfeld hervor-

geschritten, riesengroß, ein echter Germane und besiegte den hinterlistigen Varus."

Am nächsten Morgen, ganz in der Frühe, ging Marga und Edeltraut ans Ginsterfeld, um noch etwas Besenkraut zu pflücken, denn es reichte nicht ganz zur Guirlande.

An einer Stelle waren die hohen Stauden tief niedergetreten. Edeltraut betrachtete dies mit heißem Empfinden. Einst rettete er ihr das Leben, als er ihren tollen Hund ertränkte, gestern rettete er ihr noch mehr. Schaudernd schlug sie die Hände vors Gesicht. Lieber wäre sie doch von ihrem Hunde gebissen worden, als das Opfer zu werden von diesem Gewürm. Sie errötete heiß vor glühendster Scham.

Plötzlich sah sie ein unscheinbares, graues Buch an der Stelle am Boden liegen, sie hob es auf. Das hatte der wohl verloren, der gestern Abend dort gesessen. Sie öffnete es, es war ein Skizzenbuch. Doch größer wurden ihre Augen und immer größer, nun griff sie mit der Hand nach dem Herzen, als empfände sie dort einen qualvollen Schmerz. „Hermann von Ginster" stand dort auf der ersten Seite mit fester Schrift zu lesen; und dann Blatt für Blatt war bald

sie, bald Nero gezeichnet, und hier auf der vorletzten Seite er, Nero allein, genau so in der Stellung, wie auf dem anonymen Bilde, und darunter stand mit denselben Schriftzügen „K. Kreuzspinne, wie sie mich nennt."

Ein fast unerträglicher Schmerz durchzuckte sie. Pfui, pfui, pfui! über den feigen Lügner. Wie hatte er doch einst so recht gehabt, das schöne Gesicht und nichts dahinter wie nur Lüge, Trug, Feigheit, Falschheit und beinahe wäre er zum Mörder — sie errötete heiß und glühend in brennendster Scham. Scheusal!

Am Nachmittag kamen Rogges und Kerns nun mit Bühels zusammen, Onkel Olims Geburtstag zu feiern. Zu Edeltrauts Entsetzen kam Ernst Wrede auch ganz harmlos, als wäre nichts geschehen, mit dazu. Voll Widerwillen wandte sie sich von ihm.

Wie die Städter nach Hause gingen, begleiteten die Leutchen aus dem Moorhause ihre Gäste noch ein Stück Weges.

Edeltraut sah eine dicke Spinne mühsam an einer Ginsterstaude emporklettern, plötzlich ergriff Ernst Wrede diese mit festen Fingern. „Ich werde sie töten," rief er, „ich weiß ja, wie Ihnen dies Ungeziefer ver-

haßt ist, gnädiges Fräulein," wandte er sich, als wäre garnichts weiter zwischen ihnen vorgefallen, als bemerke er ihre absichtliche Nichtbeachtung nicht, schmeichlerisch an Fräulein von Bühel.

„Nicht, o nicht," wehrte diese ab.

„Na, meinetwegen, wenn Sie sogar für sie bitten, muß sie am Leben bleiben, aber einen Denkzettel bekommt sie mit," rasch riß er ihr drei Beine aus und schleuderte sie wieder hinein ins Feld.

„Pfui! wie grausam," rief Edeltraut und wandte sich ab.

„Gnädiges Fräulein, ich war gestern ein Wahnsinniger, die Liebe zu Ihnen trieb mich dazu. Mein Vater zapfte ein Faß Wein ab, da probierte ich zu viel, können Sie mir verzeihen?"

Verächtlich blickte Edeltraut ihn an. Wie schön er wieder aussah, so unschuldig und gut.

„Herr Wrede, ich kenne jetzt auch den wahren Maler von Neros Bild," sagte sie mit starker Betonung, „es ist weder von Herrn Kern, noch von Ihnen gemalt."

„Das freut mich sehr," entgegnete er mit unverändert gleichmäßigem Gesicht und keinen Augenblick aus der Fassung gebracht, „ich bestritt es Ihnen ja damals schon, daß ich der Geber wäre, und Sie

müssen mir zugeben, Sie selbst sind es gewesen, die damals dies von mir dachten."

Brüsk wandte Edeltraut ihm den Rücken und hing sich zutraulich an Frau Doktor Kerns Arm.

Wie zuwider ihr dieser Heuchler war, ohne Ehrgefühl, scheußlich! verächtlich!

Rastlos, ununterbrochen ging Hermann von Ginster in seinem Arbeitszimmer auf und nieder. Die alte Wanduhr in dem großen Gehäuse in der Ecke hatte schon lange mit zwölf dumpfen Schlägen verkündet, daß Mitternacht vorüber, er merkte es nicht.

Sein blasses, unschönes Gesicht war von Schmerz durchwühlt.

Er liebte Edeltraut von Bühel, das frische, natürliche, wahrhaftige, liebreizende Mädchen mit tiefer, heißer Liebe, aber er war von vornherein zum Entsagen geschaffen. Eine unsägliche Bitterkeit stieg in ihm empor.

Er war von der Natur nur dazu bestimmt, zuzusehen und sich an dem Glück anderer zu freuen. Er wußte dies ja schon lange, hatte es sich selbst schon unsäglich oft gesagt, aber nie war der Groll gegen Gottes Bestimmung so stark in ihm aufgestiegen wie heute.

Er war ein Stiefkind der Natur, aber warum gab ihm Gott da eine solche Seele, die sich nur für das Höchste, Reinste, Edelste begeistern konnte, ein Herz, das sich in diesem seinem häßlichen, abstoßenden Gehäuse so unsäglich nach Liebe sehnte.

Selbst Ernst Wrede, dessen niedrige, gemeine, verächtliche Seele er von Kindheit an kannte, selbst der durfte ungescheut die Hand nach dem Liebsten ausstrecken, was die Welt für ihn, Hermann, barg. Nur er durfte es nicht wagen, wollte er sich nicht lächerlich machen, verspottet werden, sich ihr zu nahen. Es wäre sogar ein Unrecht gewesen, wollte er ihre blühende Gesundheit an seinen kränklichen Körper bannen. Warum, warum — haderte er mit Gott, warum legtest Du mir diese Liebe ins Herz, die mich verzehrt? Warum gabst Du mir statt dessen nichts weiter wie nur das ruhige Wohlwollen gegen andere Mitmenschen? Weshalb diesen Feuergeist, weshalb diesen glühenden Drang, mit Willenskraft das Höchste zn erringen?

War das eine ewige Gerechtigkeit, die ihn so ungerecht begabt?

Gab es überhaupt einen Gott, der unsre Geschicke lenkt? Der unser Lebensschifflein führt nach seinem Bestimmen?

Andere Kinder hatten ihre Eltern noch bis ins späteste Alter, und wie oft schätzten sie diese nicht einmal, nahmen es ruhig so hin als etwas, was eben so sein mußte, ja verachteten, mißachteten, verspotteten sie sogar oder wünschten sich ihren Tod herbei, entweder um sie zu beerben oder weil sie ihnen lästig waren.

„Und er, der sich zeitlebens so glühend nach Elternliebe gesehnt, er hatte die seinen kaum kennen gelernt. Der Vater starb vor seiner Geburt, erschossen im Kriege, die Mutter, wie er drei Jahr alt war. Im Hause seines kinderreichen Onkels in Ostpreußen war er aufgewachsen, kränklich, dürftig, immer nur zusehend, wie die Eltern sich über ihre eigenen Sprößlinge freuten. Kam dann einmal ein Besuch, der die näheren Verhältnisse nicht kannte, dann hatte wohl einmal eine weiche Frauenhand über sein starres, schwarzes Haar mitleidig gestrichen und gesagt: „O, Ihr armer Kleiner, ist er von Geburt so verwachsen oder ist er später gefallen?“

Voll Entrüstung hatte die Tante dann stets dies weit von sich gewiesen und im wegwerfendsten Ton geantwortet: „Ach der — der ist ja nicht unser Sohn, nur der Neffe meines Mannes und sein Mündel. Seine Mutter starb, wie er noch ganz klein war, seine

Amme hat ihn wohl versehen und überschlagen lassen. Der innigste Wunsch seiner verstorbenen Mutter war, er solle Theologie studieren. Der und Theologie studieren, mit dem Körper und dem Organ. Nein, ich danke Gott, daß er nicht mein Sohn ist," und mit vielem Stolz hatte sie dann ihre neun Sprößlinge herbeigerufen und mit gerechtem Mutterglück die rotbäckigen, großen, kräftigen, starkknochigen Gestalten gezeigt.

„Armer Junge," hatte dann wohl wieder dieselbe Stimme noch einmal bedauernd gesagt.

O, er wußte noch jedes Wort, obgleich er damals noch ein kleines Kind gewesen. O, wie er es haßte, das Mitleid, dieses fürchterliche Mitleid!

„Na, er ist wenigstens reich, da kann er sich den kleinen Verdruß leisten," hatte die Tante dann gewöhnlich tröstend hinzugefügt, „da werden sich genug Schmeichler um ihn drängen."

Und er hatte sie kennen gelernt, diese Schmeichler, o, wie zuwider sie ihm waren, bis in die tiefste Seele!

Zwei Jahre lang war er als Kind hier gewesen. Ernst, der schöne Ernst, war ihm heuchlerisch und schmeichlerisch entgegen gekommen. Er hatte sich erst für sein schönes Gesicht begeistert und ihn geliebt, alles

mit ihm geteilt, bis er dann endlich, allmählich dahinter kam, wie alles nur Lüge, nur Schmeichelei war, weil er der reiche Erbe.

Wie konnte er denn auch erwarten, daß ihm die Menschen wohlgesinnt sein könnten, sie urteilten ja nur nach dem äußeren Schein, seine Seele sahen sie ja nicht.

Etwas hatte er hier gefunden, was er trotzdem liebte, das war ein kleines Reh, welches der Amtmann Wrede ihm einst brachte, er fütterte es, und es lief ihm nach, treu und ergeben.

Dann lernte er die kleine Edeltraut kennen, das reizende Gesichtchen des Mädchens zog ihn an, und dann — sie bemitleidete ihn nicht, sie schmeichelte ihm nicht, nein, sie war wahr durch und durch und sagte ihm furchtlos die Wahrheit mutig ins Gesicht, obgleich er damals eine Gerte bei sich hatte und sie nicht. Die Wahrheit that ihm zwar sehr weh; aber doch nicht so weh wie das Mitleid. Daß sie ihn damals nicht wiederschlug, wie er ihr die Gerte gegeben, freute ihn auch.

Immer hatte er aufgepaßt, ob sie nicht wiederkäme, denn er hatte sie lieb gewonnen und freute sich, wenn er sie sah, wenn sie ihn auch nicht mochte.

Dann aber hatte ihr Hund sein Liebstes, sein

Netz zerrissen, und er war fortgekommen, hinaus in die Welt.

Mit eisernem Fleiß hatte er alles das erreicht, was er nun war, er ging auf im Ehrgeiz.

Nachdem er sein Theologenexamen gemacht und glänzend bestanden, war dieser gestillt. Er lebte nun ganz seinem Talent, ging nach Paris und Italien.

Auf Capri hatte er einen greisen Landpfarrer kennen gelernt, einen würdigen, alten Herrn, der ein so warmes, liebevolles Gemüt besaß.

Einsam, wie immer sich von den anderen zurückziehend, hatte er einst an der Küste gesessen und das ewige, unendliche Meer gemalt. Da hatte sich jener zu ihm gesetzt und ihm lange zugeblickt und dann ein Gespräch begonnen.

Alle Tage kam dieser schlichte Mann nun wieder zu ihm, es war ersichtlich, er suchte seine Gesellschaft und er verstand es, wie selten jemand, sich die Herzen zu erschließen.

Ganz allmählich hatte Hermann ihn in sein verschlossenes Wesen blicken lassen.

„Befassen Sie sich nicht weiter mit mir, ich bin eine Mißgeburt der Natur, ein Unkraut, was aus-

gerupft und vertilgt werden muß, was eigentlich keine Berechtigung hat zu leben," hatte er bitter zu diesem gesagt.

Lange hatte dieser ihn still betrachtet und dann geantwortet: „Junger Mann, an Ihrer Kinderseele, scheint mir, ist gewiß einst ein großes Verbrechen begangen worden, daß Sie so verbittert sind. Wen Gott der Herr geschaffen hat, den will er auch erhalten."

Dann hatte er ihn allmählich dem wahren Glauben zugeführt, den er — trotzdem er Theologie studiert — doch nicht besessen.

Dann hatte er ihm gesagt: „Jeder Mensch muß sich umsehen auf der Stelle, wo der liebe Gott ihn hat hingeboren werden lassen, was er dort Gutes wirken kann, was für Pflichten er dort zu erfüllen hat, welche Bestimmung er dort erfüllen muß, damit er sein Leben nicht unnütz vergeudet, sondern in ernster Arbeit seinen Zweck erfüllt. Sie sagen, Sie besitzen ein Herrengut. Was flankieren Sie hier in der Welt herum und leben Ihrem Vergnügen, nur der Beschäftigung, die Ihnen zusagt. Kehren Sie zurück auf die Stelle, zu der Gott sie berufen, und sehen Sie sich dort um, was Sie wirken können so lange es noch Zeit ist. Überlassen Sie nicht bequem alles

fremden Händen, sondern greifen Sie selber ein. Suchen Sie die Bauern Ihres Dorfes kennen zu lernen, denken Sie, Sie sind dort wie ein kleiner König. Forschen Sie nach, Sie werden sicher einen Wirkungskreis finden, ein reiches Feld, welches Ihrer Bebauung harrt."

Und er war zurückgekehrt, hatte mit fester Hand energisch eingegriffen überall, wo es not that, und dabei doch noch Zeit gefunden, seinem Talente zu leben. Er fühlte sich zufrieden und beglückt in einem Beruf und hatte sogar einmal die leise Hoffnung gehegt, daß vielleicht allmählich Edeltrauts Herz —

Doch das war zu kühn gewesen.

Malend hatte er neulich am Waldrand gesessen und unfreiwillig die ganze Spottrede von Ernst Wrede mit angehört. Schweigend hatte sie zugehört, kein einzig Mal ihn verteidigt; und dann, mit welchem Abscheu sie das unschuldige Rosensträußchen fortgeworfen, bloß weil eine Spinne auf ihm gesessen. Einen solchen ausgesprochenen, unbezwingbaren Widerwillen wie sie gegen Spinnen besaß, solchen unaussprechlichen Widerwillen hatte sie auch gegen ihn, der unbesiegbar, unbezwinglich war.

Am Christfest, wo sie so mutig aufstand und mit

ihrer wundervollen, weichen Stimme ihn aus der Verlegenheit rettete, wieviele kühne, süße Hoffnungen hatte er sich selbst unbewußt daran geknüpft.

O welch Thor war er gewesen, die Hand nach der köstlichsten Rose ausstrecken zu wollen!

Ja, wenn er sich umkrempeln könnte, daß sein häßliches Äußere nach innen, sein Streben nach dem Edlen sich in einem schönen Äußeren zeigte, dann —

Doch nein, Ernst Wrede, der bildschöne Mann, legte es ganz darauf an, ihr gefährlich zu werden, ihr Herz zu gewinnen, und zuerst wandte das ihre, wie er, Hermann, zu seiner heißen Qual bemerkte, sich ihm auch zu, aber ihr reiner Sinn hatte doch bald das Wahre erkannt. Er hatte ja selbst auch wieder malend am Waldesrand gesessen und dort, von den anderen unbemerkt, mit angehört, wie energisch Edeltraut Ernst Wrede zurückgewiesen, ihn, den schönen Mann mit dem bübischen Charakter.

Welches Glück, daß jener — wähnend, er wäre allein und unbeobachtet — in seiner Wut halblaut seinen heimtückischen Anschlag ausplauderte! Feiger Schwächling! Lieber wollte er den Gegenstand seiner Liebe beschmutzen mit seiner unreinen Leidenschaft, sie zwingend, dadurch ihm anzugehören, wie frei-

willig sich in das Unabänderliche fügen, verächtlicher Lump!

Wie dankte er Gott, daß er sie beschützen, sie retten durfte, ehe die Hand dieses Gewürms sie noch berührt.

Wie rein und unschuldig sie aussah mit dem Ginstersträußchen am Herzen und im Haar, wie das Mondlicht so verklärend ihre zarte, jungfräuliche Gestalt umfloß. Wie traurig ihr liebreizendes Antlitz in die dunkle Tiefe blickte, dem Andenken ihres toten Kinderfreundes ein liebreiches Gedenken widmend.

Sie hatte ja, wie er wohl bemerkt, da er sie unausgesetzt beobachtet, das Ginstersträußchen mit ihren zarten Lippen berührt, natürlich nur, um dem toten Freund einen Gruß dadurch zu senden. Wie sie dort auf der Brücke stand in all ihrer Unschuld und Reinheit wie eine Heilige, und daß er, der Freche, keine Ehrfurcht empfand vor so viel hoheitsvoller Jungfräulichkeit!

Wie sie ihm, Hermann, dann nachgelaufen, ihm beide Hände hingestreckt!

Gewaltsam hatte er sich bezwungen, sie nicht zu ergreifen. Wenn er ihr auch wehe damit that, daß er that, als bemerke er es nicht, ergriff er diese zarten Hände erst, das wußte er, dann hätte er in dem

Moment seine Selbstbeherrschung verloren, sie an sein Herz gerissen und ihr seine heiße, unsägliche Liebe gestanden, und sie hätte ihn dann von sich geschleudert, energisch, wie damals die Spinne mit den Rosen.

Doch nein, das hätte sie wohl nicht gethan, weil sie ihm in dem Augenblick Dank schuldig war, aber das Mitleid wäre in ihr Gesicht gestiegen, das Mitleid mit ihm, dem häßlichen Zwerg, der Liebe verlangte, wo er doch nur Widerwillen erwarten konnte, und ihr Mitleid hätte er nicht ertragen können.

Wie froh war er, daß er sich dies Furchtbarste erspart!

Aber war das denn ein gerechter Gott, der diesen furchtbaren, verzweifelten, grenzenlosen, qualvollen Seelenkampf von ihm verlangte?

Vor Ernst war sie gewarnt, vor dem würde sie sich nun in acht nehmen allezeit. Otto, der Freund ihrer Kinderjahre würde es wohl sein, dem sich ihr Herz zuneigte, dessen Weib würde sie werden; und diesem mußte er sie auch gönnen, er schien ihm ein edler, rechtschaffener Mann zu sein.

Laut stöhnte der junge Schloßherr auf in verzweifelter Qual.

Ihm war doch so vieles gelungen, daß es ihm

nicht gelingen wollte, diese Liebe niederzukämpfen. Konnte ein Gott das von ihm verlangen?

Die Uhr schlug eins, die Uhr schlug zwei, rastlos schritt er noch immer auf und nieder.

Alle Worte des schlichten Pfarrers fielen ihm wieder ein und vor allem das eine: „Gott hat Sie überreich begabt, erstens, daß er Ihnen Ihr wundervolles Talent gab, das Sie emporhebt über alles Leid, über viele andere, und zweitens, daß er so viele Seelen unter Ihre Obhut stellte, die von Ihnen abhängen, deren Wohl und Wehe in ihrer Hand liegt, denen Sie Gutes oder Böses bringen können, und daß er Ihnen die Mittel dazu gab, überall helfend und bessernd eingreifen zu können. Denken Sie, wenn Sie nun arm und talentlos wären, müßten Sie sich auch hineinfinden.“

Bang und schwer und doch wie erleichtert atmete er auf, dieses letzte hatte er beinahe ganz vergessen, diesen Trost. Ja, das war es, Gott gab ihm ja schon so viel, warum wollte er unbescheiden noch mehr verlangen, das Höchste? Genügen, bescheiden sich genügen lassen mußte er.

Einmal zu dem Entschluß gekommen, beruhigten sich allmählich seine bitteren Gefühle, und er fand, wenn auch zwar erst nach langem Seelenkampf, doch

endlich seinen Frieden wieder und begab sich zur Ruhe.

Im Krug vom Dorf Podejuch in der Gaststube ging es gar lebhaft zu, die Bauern hatten dort eine große Debatte, morgen war neue Schulzenwahl.

Die Parteien waren geteilt, auf der einen Seite standen die Konservativen, die ihren bisherigen Schulzen, den Amtmann Wrede, durchaus wieder gewählt haben wollten, auf der anderen die Liberalen, die den Schloßherrn durchaus zum Dorfschulzen begehrten. Dazwischen schrieen wieder einige Freisinnige: „Nein, Schäfer Ferse soll unser Schulze sein, er ist ein Ehrenmann stets gewesen, was geht uns seine Tochter an? Damit machen wir dem gnädigen Herrn die größte Freude, wir geben nur ihm unsre Wahl."

Wieder andere Stimmen wollten sogar Herrn Olim von Bühel aus dem Moorhause an ihrer Spitze haben.

Wirr klangen die Stimmen durcheinander, und das so ungewohnt spät noch getrunkene Bier trug auch nicht gerade dazu bei, daß die erhitzten Köpfe kühler wurden.

Endlich, endlich siegte die zweite Partei, obgleich gegen den Amtmann selbst nichts einzuwenden war,

aber sein Sohn, der Ernst, fing an, mit ihren Töchtern charmieren zu wollen, was die Väter und Liebhaber nicht leiden wollten, und dann hatte er ihnen außerdem damals eine falsche Predigt gehalten, und wenn der Schloßherr nicht gewesen war, wären sie am Ende gar selber zu Mördern geworden von den Zwillingen, hätten deren Mord wenigstens auf dem Gewissen. Der Schloßherr hatte sie davor bewahrt, und da war es nur Pflicht der Dankbarkeit, daß sie ihn zu ihrem Schulzen erwählten.

Friedlich geeinigt sagten sie sich gegenseitig gute Nacht und gingen nach Hause, dort jeder seiner Ehehälfte das Ergebnis ihrer Wahl erzählend.

Doch diese machten ihre Männer wieder wankend.

„Wenn der Amtmann uns dies nur nicht nachträgt, uns Schabernak anthut,“ warnten sie.

„Ja aber der gnädige Herr steht doch über ihm.“

„Ja, das ist freilich wahr, aber wenn sich die anderen nun besinnen, und Du stehst allein da mit Deiner Wahl, willst Du Dir gern allein den Mund verbrennen? Der Amtmann kann uns viel zuwenden.“

„Der gnädige Herr noch mehr.“

„Na, ist mir schon alles recht. Aber horch' morgen die andern lieber erst noch mal aus, ob sie auch noch einig sind.“

„Woll, woll, wenn's weiter nischt is, das machen wir."

Am nächsten Vormittag sollten die Bauern ihren Wahlzettel in die Urne werfen.

Bei Tagesanbruch öffneten sich die Thüren.

„Guten Morgen, Gevatter Veit."

„Morgen, Gevatter Kunz — Bartel — Richter."

„Morgen, morgen."

Mißtrauisch blickte einer den anderen an, die doch gestern Abend noch so einig gewesen, ja die Weiber! die Weiber!

„Du, die Wahl ist nachher."

„Weiß — weiß." „Hm, hm."

„Hast Du noch dieselbe Meinung?"

„Woll — woll."

„Wählst also?"

„Freilich, freilich."

„Du auch?"

„Ich auch."

„Denselben?"

„Woll, woll, denselben."

„Du auch denselben?"

„Ich auch. Du auch?" „Natürlich, wen sonst!"

Jeder von den Bauern verschwand wieder in seiner Hausthür, jeder schlau und pfiffig vor sich hin-

lachend. Mit Hilfe der Weiber wollten sie sich schon aus der Klemme ziehen.

Langsam und gewichtig, ehrbar und bieder schritten sie hinein ins Gastzimmer des Kruges, und jeder warf mit willensstarkem Ausdruck und hochwichtiger Miene seinen Zettel in die Urne.

Der letzte hatte den seinen mit Aplomb hineingeschleudert, der Würfel war gefallen.

Mit ernsten Gesichtern setzten sie sich um den großen Eichentisch.

Nun wurde die Urne geöffnet, die Wahl sollte verkündet werden, die meisten Stimmen galten — ?

Vergnügt schmunzelte jeder einzelne vor sich hin, er hatte doch die anderen überlistet, er war der Schlaue gewesen. Wenn die anderen sich anders besonnen, ihm konnte man nichts am Zeuge flicken.

Gespannt blickten sie auf Bauer Veit, den Dorfältesten, dessen Gesicht sich in immer dickere Falten zog und der kopfschüttelnd einen Zettel nach dem andern betrachtete.

Wer mochte denn so Wunderliches gewählt sein? Da war man doch neugierig, mußte selber nachsehen. Aber o Schrecken! auf jedem der zusammengerollten Zettel stand kein Name, wie sonst üblich, sondern nur schlechtweg: „Demselben."

Die schlauen Bauern hatten sich auf diese Weise aus der Klemme gezogen. Verdutzt blickte einer den andern an, was nun? Hier war guter Rat teuer.

„Vertagen wir die Sitzung," begann Bauer Veit, „und halten das Ergebnis der Wahl geheim. Am Nachmittag schicken wir eine Deputation an unseren gnädigen Schloßherrn, der soll entscheiden."

Und so geschah es.

Lächelnd hörte dieser das Ergebnis mit an. „Meine lieben Bauern," rief er freundlich, „dieser Knoten ist ganz einfach zu lösen. Ihr habt alle gewählt:

Demselben.

Das wäre also dem Worte nach derselbe Schulze wie früher, also Herr Amtmann Wrede."

„Ja, gnädiger Herr, aber wir wollten doch alle Sie."

„Ich danke Euch sehr für die Ehre, die Ihr mir zugedacht, aber seht, warum wollt Ihr den alten Mann kränken? Ihr sagt: der Schäfer Ferse kann nichts für seine Tochter, also was geht Euch des Amtmanns Sohn an? Ich möchte den alten, braven Mann nicht auf meine Kosten kränken, nehmt ihn getrost wieder zum Dorfschulzen. Wir wollen uns aber das heilige Versprechen geben, daß wir nie sagen

wollen, wie wir ihn gewählt, damit er sich nicht gekränkt fühlt in seinem Alter."

„Na, dann danken wir auch schön, gnädiger Herr, dann danken wir auch vielmals. Na, adjühs, gnädiger Herr, das ist schon das beste so; wir wußten doch gleich, daß Sie uns helfen würden."

Freundlich begleitete Hermann von Ginster seine Bauern, die sich soeben in so großer Not seinen Rat gesucht, an ihn gewandt, hinaus bis auf die Schloßterrasse.

In dem Moment gingen die beiden jungen Mädchen aus dem Moorhause vorüber, und Edeltraut sah, wie all die braunen, biederen, arbeitsharten Hände sich vertrauensvoll ihrem Gebieter zu festem Druck entgegenstreckten und sie alle mit entblößten Häuptern so ehrfurchtsvoll vor ihm standen.

Durch diesen bescheidenen Rücktritt vor dem Alter hatte der Schloßherr die Herzen all seiner Bauern wie ein Mann gewonnen, und jeder von ihnen hätte gern bereitwillig alles für ihn hingegeben, so grenzenlos vertrauten sie ihm.

Diesmal hielten die Bauern ihr Wahlergebnis aber auch wirklich geheim, und nie erfuhren die Weiber, wodurch Amtmann Wrede wieder Dorfschulze wurde.

Die weißen Lämmerwölkchen am Himmel färbten sich rosig, sie wurden purpurn, und nun stieg siegreich und leuchtend die Morgensonne aus dem Horizont des Moores hervor.

Edeltraut ging eilig den festen Weg vom Moorhaus hinab, sie wollte ins Dorf zu den Schäfersleuten.

Wie sie so dahinschritt, war ihr so leicht und froh ums Herz, sie hätte hinausjubeln mögen in den herrlichen Herbstmorgen hinein. Ernst Wrede war seit acht Tagen fort, und es war ihr so, als könnte sie leichter und freier atmen, seitdem er nach Berlin zurückgekehrt.

Nun näherte sie sich dem Ginsterfeld.

Über das liebreizende, soeben noch so sonnige Gesicht des jungen Mädchens legte sich, je näher sie dem Felde kam, ein schattiger Zug von Melancholie, von sinnendem, grübelndem Ernst.

Da lag es vor ihr, sie blieb stehen.

Wie herrlich gelb blühte es im Juni, und jetzt — wie braun und verdorrt standen die Stauden dort! Ein Bild ihres Inneren! Wie blühte und duftete es im Juni noch in ihr, und jetzt — wie braun und verwelkt war ihr Hoffen geworden! Denn er, den

sie so unbeschreiblich hochachtete, dem sie so oft Unrecht gethan, er mied sie jetzt, hatte nicht einmal ihren Dank gewollt! Sie seufzte tief und schwer. Er verachtete sie gewiß wegen ihrer Ungerechtigkeit, er fand ihr Inneres ebenso häßlich und schmucklos wie dort die Stauden vor sich.

Doch nein — wo hatte sie nur vorhin ihre Augen gehabt? sie waren nicht so schmucklos und häßlich, wonnig waren sie, zauberhaft schön, ganz und gar bezogen mit einem duftigen Schleier von Spinnweben, und in diesem hingen Millionen von Tautropfen, in denen sich soeben die Sonne spiegelte, daß diese wie lauter Diamanten funkelten und leuchteten.

Entzückt betrachtete sie Edeltraut, die solch offnes Auge für Naturschönheiten besaß. Wie lauter blitzende Diamanten, dachte sie, oder — oder — wie schimmernde Thränen. Wie märchenhaft schön sah dies aus, wie ein Zauberschleier von Feenhänden zusammengefügt; und doch waren es keine Elfen gewesen, die ihn gewebt, nein, die von ihr so gehaßten und verachteten Spinnen hatten dies fertig gebracht. Und mit wie köstlich funkelndem Geschmeide Himmelstau hatte der liebe Gott ihr Zaubergewebe gefüllt, oder waren es doch Thränen, Thränen, die diese geweint, heiße, heiße, qualvolle Thränen über ihr unverschul-



detes Mißgeschick, über falsches Mitleid, über Anfeindung und falsche Beschuldigung anderer?

Mit einem Mal erschrak Edeltraut heftig, sie sah eine dicke Kreuzspinne an einer Staude emporklettern. Sie dachte an den anderen, den sie einst frevelnd so genannt, der auch so mühsam an dem Baume emporgestiegen. Doch diese fiel wieder herab, sie hatte nur drei Beine, war es die, die Ernst Wrede einst —?

Ein qualvolles Weh stieg in ihr empor, und heiß quoll es ihr aus dem Herzen und in die Augen, sie weinte, weinte bitterlich über die arme Spinne, die mit ihren drei Beinchen sich vergebens bemühte, emporzuklimmen und immer wieder hinabfiel.

„Arme, arme, kleine Kreuzspinne, komm, ich helfe Dir," rief sie leise mit vor Mitgefühl zitternder Stimme, rasch nahm sie eine Rosenknospe, die sie sich vorhin erst vom Strauch gepflückt und an die Brust gesteckt, legte sie der Spinne hin und freute sich, wie diese darauf kroch. Nun hob Edeltraut sie auf und legte sie damit behutsam auf die Staudenkronen.

Eine tiefe Trauer lag auf dem lieblichen Gesichtchen, wie sie sich von ihrem Liebeswerk aufrichtete.

Eben wollte sie weiter schreiten, da schrak sie heftig zusammen, hinter dem Schlehdornstrauch auf

einem Felsstein saß er, die Kreuzspinne, der häßliche Zwerg, an den sie soeben in heißem Schmerz gedacht, ein Skizzenbuch auf den Knieen.

Er sah sie an, groß, leuchtend, erstaunt hafteten seine Blicke auf ihr.

Heiße Glut stieg in ihr zartes Antlitz, mit kurzem, verlegenem Gruß wollte sie hastig weiter eilen, denn es wurde ihr klar, er hatte sicher diese kleine Scene mit der Spinne, ihre Thränen mit angesehen, ahnte, wie es in ihr aussah; grenzenlose Scham erfüllte sie.

Doch ehe sie noch einen Schritt gethan, stand er auch schon neben ihr.

„Edeltraut, was thaten Sie da soeben?“ frug er mit seltsam erregter Stimme, und seine Augen blickten so glückselig auf sie, „um wen weinten Sie diese Thränen?“

„Um die da, die Spinne,“ flüsterte sie in peinlichster Verlegenheit.

„Edeltraut, Sie waren stets wahr — immer — seien Sie es auch jetzt, ich flehe Sie an, an wen dachten Sie soeben bei Ihrem Liebeswerk, nur an die Spinne?“

Das junge Mädchen wußte vor Verlegenheit nicht wohin, die Schamröte färbte ihre Wangen purpurn.

„Edeltraut", rief er mit so banger, mit so schmerzlicher Stimme, „wollen Sie es mir nicht sagen? habe ich mich getäuscht? ich Thor, in dem das zuckende Herz immer wieder emporwallt, immer wieder hoffen will. Also nur allein Mitleid war es mit den sonst so von Ihnen gehaßten Spinnen, ich konnte es mir denken."

„Sie irren sich", flüsterte sie und schlug die Hände vors Gesicht, ich — ich — ich dachte dabei an — an — Sie."

„Edeltraut!" jubelte er auf, „möchtest Du mir auch so helfen mit Deiner starken, jungen, maienhaften Kraft wie der da?"

„Ach, so gerne, so grenzenlos gerne, mit allem, was ich bin und kann. O ich habe Ihnen so viel Unrecht gethan, was ich nie, nie wieder gut machen kann."

„Edeltraut, Du kannst es, wenn Du willst."

„Alles will ich."

„Nun denn willst Du — willst Du — mein sein — mein geliebtestes, vergöttertes Weib, mein Alles?"

Schamerglüht aber doch glückselig schlang sie die Arme um seinen Hals und legte ihren Kopf an seine Brust.

„Mein — mein — Du mein", rief er jubelnd und drückte sie innig und heiß an sich. „Wird es Dir auch nicht leid werden, wird meine Häßlichkeit Dich nicht immer wieder entsetzen?"

„Nein, ich liebe Dich, Deine Seele und auch den ganzen häßlichen Mann dazu“, flüsterte sie schelmisch, „bin ich ja selbst so glücklich, so glücklich!“

Im Wohnzimmer der Apotheke, das immer einen so leisen medizinischen Geruch trug, saß Frau Doktor Kern und blickte hinein in den dämmernden Abend.

Spurlos waren die letzten Jahre an ihr nicht vorbeigegangen, und manch Silberfaden zog sich schon durch ihren dunklen Scheitel, aber sie war trotzdem doch noch immer eine schöne Frau zu nennen.

An eigenes Glück dachte sie nicht mehr, dies hatte sie in den wenig Jahren ausgelebt, sie zehrte nur noch an der seligen Erinnerung. Es war still und friedlich in ihr geworden, seit ihr Herz endlich dem älteren Sohn sich zugeneigt, in ihm fand sie nun ihr ganzes Glück, und nur noch für dieses lebte sie.

Sie suchte nach besten Kräften nachzuholen, was sie bis dahin versäumt, und wie lohnte Otto ihr das! Es war zu rührend, selten sah man wohl ein innigeres Verhältnis wie dies zwischen Mutter und Sohn.

Heute nun war sie um ihres Otto wegen in großer Aufregung. Rastlos ging sie im Zimmer umher, in fiebernder Unruhe bald dies, bald das ordnend, aufhebend und wieder an seine Stelle zurücklegend.

Dann eilte sie hinaus in die Küche und erteilte dem Mädchen Befehle, welche sie ihr schon längst gegeben. Dann ging sie in die Apotheke, frug den Administrator, Herrn Lindenblatt, schon zum so und so vielsten Male, ob er auch alles aufgeschrieben, was er noch brauche. Dann ging sie wieder hinauf ins Schlafzimmer des Sohnes, legte dort alles ordentlich hin, rückte und strich es glatt, was eigentlich schon sehr ordentlich war, öffnete das Fenster und blickte die Straße hinab.

Dann eilte sie wieder hinunter ins Wohnzimmer, fühlte die Blumentöpfe an, ob sie auch nicht trocken wären, fing wieder an in nervöser Hast alles aufzuheben und zurecht zurücken, bis sie an ihr Nähtischchen kam. Dort im Arbeitskorb steckte ein kleines Briefchen, und der Inhalt dieses war es, der die sonst so ruhige Frau in solche nervöse Aufregung, ja Angst versetzte.

Dieser Brief war von Frau von Bühel und verkündete der Freundin die soeben vollzogene, noch nicht veröffentlichte Verlobung von Edeltraut mit dem Schloßherrn auf Ginsterfelde.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte diese Nachricht ihr Mutterherz getroffen und alle ihre Hoffnungen mit einem Schlage vernichtet. Sie hatte sich so wohl gefühlt und so sehr sicher eingelebt in dem Gedanken, daß Edeltraut, dies liebliche Kind, einst ihre

Schwiegertochter würde, daß der Sohn seine erste Liebe auch sein eigen nennen dürfte.

Sie hatte ihn nie danach gefragt, um das zarte Lieben nicht vorzeitig ans Tageslicht zu ziehen, sie hatten ja alle beide noch Zeit, mochte die Blume, die jetzt noch im knospen, sich erst zur vollen Blüte entfalten. In des Sohnes Liebesglücke wollte sie selbst dann neu aufblühen und sich daran sonnen. Es war ja so günstig wie nur möglich, ihnen beiden stand nichts im Wege, nicht das geringste.

Und nun war er doch zu spät gekommen, nun war des Sohnes Glück vorbei, vernichtet, zerschmettert für alle Zeiten. Wie würde er es tragen? würde er daran zu Grunde gehen?

Angstvoll sprang sie wieder auf und kramte hastig im Zimmer umher, um ihre Unruhe zu betäuben.

Die Uhr schlug sechs, es wurde schon ganz dunkel. Das Mädchen wollte die Lampe bringen, sie wies sie zurück.

Wo er nun blieb? er wollte mit Fritz Kern, der sich ihm seit einiger Zeit sehr angeschlossen, noch einen Spaziergang machen.

Wieder trat sie ans Fenster. Drüben in der Studierstube bei dem jungen Kern brannte die Lampe. Sie rief nun auch nach der ihren und gab der Dienerin den Auftrag sich zu erkundigen, ob der junge Herr drüben sei.

Nein, sie hätten sich verfehlt, war die Antwort.

Ihre Aufregung wuchs von Minute zu Minute.

Endlich, es schlug schon acht Uhr, und der Abendbrodtisch stand gedeckt, endlich kam er, ziemlich blaß von dem weiten Weg, wie er sagte, den er gemacht, und vor Hunger. Trotzdem aß er zu der Mutter Erstaunen nur wenig und war ziemlich zerstreut, sie selbst aß nur zum Schein.

Nach dem Abendbrod hing Frau Doktor Kern einen Schleier über die Lampe, ging dann ein paar Mal nervös im Zimmer auf und nieder und setzte sich dann endlich aufs Sofa neben ihren Sohn, der dort schon saß.

Doch gleich darauf sprang sie wieder auf in ersichtlicher Herzensangst, dann setzte sie sich wie mit einem festen Entschluß ringend wieder nieder.

„Otto, mein Kind“, brach sie endlich mit innigem Ton und zitternder Stimme das bange Schweigen.

Dieser blickte zerstreut auf und in das totenbleiche, angstvoll auf ihn gerichtete Antlitz der Mutter. „Mama, was ist Dir, Dir fehlt etwas, Du siehst so leichenblaß aus, bist Du krank?“ frug er besorgt.

„Nein — ja — nein, ich habe Dir nur etwas — Furchtbares mitzuteilen.“

„Du mir? Mama, mir wird ganz angst.“

„Edeltraut —“

„Edeltraut?“ Ottos Antlitz wurde zwar bei Nennung dieses Namens um eine Schattierung blasser. aber er sagte trotzdem fest: „Mama, was ist es mit dieser?“

„Das junge Mädchen hat sich mit Herrn von Ginster verlobt.“

„Daß weiß ich.“

„Das weißt Du?“

„Ja, sie hat es mir selber erzählt.“

„Sie Dir?“

„Ja, sie mir! Da ich Fritz verfehlt, ging ich hinaus ins Moor. Edeltraut kam mir im Walde entgegen, hing sich mir an den Arm und sagte zutraulich: „Otto, Sie sind mein erster, mein bester Freund, Ihnen muß ich es zuerst sagen, von allen Menschen zuerst, o ich bin so glücklich, so grenzenlos glücklich, das edelste Herz auf der Welt hat sich mir zugeneigt, gehört mir auf immer, auf ewig, o wie ich ihn liebe! Mein Glück kann aber nur dann ganz und voll sein, wenn Sie, Otto, dem ich so treu wie eine Schwester zugethan bin, wenn Sie sich mit mir darüber freuen, so recht von Herzen freuen. Bleiben Sie mir auch ferner ein treuer Bruder wie bisher.“ Mit einem so süßen, lieblichen Lächeln hat sie mir dann bittend ihre Hände hingestreckt. Fest und be-

teuernd drückte ich die ihren, sprechen konnte ich nicht. Da kam aus dem Mauerpförtchen Herr von Ginster dazu. Sein unschönes Antlitz war förmlich verklärt vor Glück.

„Liebster," rief Edeltraut glückselig und eilte ihm entgegen, „sieh hier, dies ist mein bester Freund, mein Bruder, laß ihn auch den Deinen sein, er gehört zu mir, er muß der Dritte in unserem Bunde sein."

Fest und warm drückten wir uns die Hände. „Er ist es gewesen, der Dich zuerst mit mir gesehen hat, wenn auch nur schlafend, wir hielten Dich für einen bösen Zwerg, der eine schöne Prinzessin gefangen hielt", plauderte sie, „und waren nicht wenig über Dich erschrocken — Dich zu finden, wir suchten nämlich das Pfefferkuchenhäuschen als Hänsel und Gretel."

„Das war freilich eine arge Enttäuschung mich stattdessen zu finden."

„Und Du hast doch eine schöne Prinzessin gefangen gehalten", bestätigte Edeltraut, „das ist Deine Kunst."

„Nein, ich werde sie erst gefangen halten, das bist Du", entgegnete er.

„Ich bin aber freiwillig in die Gefangenschaft gegangen", jauchzte sie und schmiegte sich zärtlich an seine Brust, während sie mit ihren beiden Händen meine und die seine fest zusammen drückte.

Wir trennten uns dann, und ich machte noch einen weiten Spaziergang."

„Und jetzt? was wird nun?" Otto blickte auf und in die voll Seelenangst auf ihn gerichteten Augen der Mutter.

„Mama, ängstigst Du Dich so um mich? Ist dies das Furchtbare, was Du mir sagen wolleſt?"

„Und was anderes — Du — Du liebst Edeltraut."

Ein warmes Rot stieg in das Antlitz des jungen Mannes, dann wurde es von einem schönen Lächeln verklärt. „Mama", sagte er innig, „ja, ich leugne es nicht, ich liebe Edeltraut und habe einen seligen Traum geträumt in dem Gedanken an sie, sie für immer an meiner Seite zu haben. Aber — nun ist der Traum aus, ich bin erwacht. Ich schäme mich nicht, daß ich sie geliebt, denn sie ist ein edles Mädchen. Sie hat stets nur in Schwesterliebe an mir gehangen, und diese Liebe habe ich nicht verloren. Ich selber werde von nun an wie ein treuer Bruder zu ihr stehen. Wir Drei machten vorhin auch Brüderschaft, nennen uns Du. Ich gönne sie dem einsamen, edlen Mann, wenn freilich auch allein nur dem. Und wenn Du, mein Mütterchen, mir hilfst, werde ich bald ganz überwunden haben.

Oh wie bin ich doch noch so reich, da Deine treue

Liebe mit mir fühlt, mit mir trauert, mit mir sich freut.

Mama, ich habe ja Dich." Fest und innig drückte er der Mutter Hand und ging dann hinauf in sein Zimmer.

Wieder war es Pfingsten.

Wieder pilgerten die Einwohner des kleinen Städtchens Scholwin hinaus vor die Thore, der Stadt, blickten hinein in das zarte Grün des Schloßgartens, blieben stehen und hörten dem Liebeslied der Nachtigallen zu, gingen weiter und blickten hinein, aber nicht in die Baumwildnis, sondern auf wohl geordnete, kiesbestreute, unkrautbefreite Wege.

Nun kamen sie ans Prinzessinnenschlößchen. Die dichten, grünen Fensterläden waren weit zurückgeschlagen, voll und warm flutete die Maiensonne hinein in die geöffneten Fenster.

Auf der großen, breiten Schloßterrasse saß ein wunderliches Paar, sie so jung und maienhaft zart in Wahrheit einer Prinzessin ähnlich, er häßlich, verwachsen, und doch, wenn sie sich anblickten, dann war es ordentlich schön, denn man sah es in beider Augen aufleuchten, das volle, helle, reinste Liebesglück.

„La belle et la bête", flüsterte wohl manchmal ein Mund. Das focht die beiden dort oben aber nicht an, waren sie doch miteinander so grenzenlos glücklich.

Am Fuß der Freitreppe stand Onkel Olim und mühte sich mit großer Geduld einen kleinen zweijährigen, braunlockigen Buben, den Stammhalter, auf Neros Rücken reiten zu lassen, was bis jetzt immer mißglückte, denn Nero lief stets davon. Ihm war es viel interessanter, seine breite Nase in den Kinderwagen zu stecken, der unter einer schattigen Platane in der Nähe des hellsprudelnden Springbrunnens stand.

Neben diesem saß mit einem Buch in der Hand Frau von Bühel.

Nun ließ ein leises „Erröh! erröh!“ sich hören. Eilig erhob sich letztere und schlug die schützend vorgezogenen, blauen Vorhänge des Wagens zurück.

Mit großen, weit offenen Blauaugen und vom Schlaf rot gemalten Bäckchen lag die kleine Maria da und lächelte die Großmama an. Glückselig hob diese die holde Enkelin heraus, deren flachsblonde Seidenhärchen wie gesponnenes Gold sich um das reizende Köpfchen lockten. Jubelnd patschte die Kleine der Großmama ins Gesicht und streckte dann verlangend die Händchen Onkel Olim entgegen, so daß dieser garnicht wußte, sollte er dem kleinen Olim oder Mariechen seine Aufmerksamkeit zuwenden.

Aus dem nahen Gärtnerhäuschen, welches gar

idyllisch mit lila Glyceentraubenbüscheln berankt war, eilte jetzt ein liebliches, schlankes, blondes Mädchen im schlichten Trauergewand über den breiten Rasenplatz. „Darf ich die Kleine ein wenig tragen? ich will sie auch so in acht nehmen,“ bat sie innig, und ihre Augen strahlten auf vor Freude, wie ihr dies gewährt wurde. Man sah es ihr an, sie wußte die Vergünstigung wohl zu schätzen.

Christine war es. Hocherrötend vor Stolz trug sie den kleinen Liebling erst hinauf auf die Terrasse und präsentierte ihn seinen Eltern, als wäre es für die etwas ganz neues, noch nie dagewesenes. Dann ging sie mit dem Kinde hin zu der Bank vor dem Gärtnerhäuschen, wo Fürchtegott, ihr Bruder, jetzt wohlangestellter Schloßgärtner und Herrn von Ginsters rechte Hand, lesend saß.

Des Mannes dunkles, tiefernstes Gesicht hellte sich auf, wie er die kleine Maria erblickte, und er war glücklich, wenn er ihr ein Lächeln ablocken konnte.

Nachdem die Zuschauer am Gartenzaun dies alles genügend betrachtet, gingen sie weiter.

Nun kamen sie ans Amtshaus. Doch da war nicht mehr gut zuschauen, die alten Leutchen sahen stets so kummervoll aus, sie erlebten nicht viel Freude an dem schönen Ernst, der auch fast nie mehr hierherkam.

Die Städter gingen deshalb weiter.

Der Hühnerhof war wohl noch da, aber wie einst vor Jahren das Prinzessinnenschloß, so lag heute das saubere Schäferhäuschen da, ringsherum die Fenster dicht mit Läden verschlossen. Die beiden Alten waren tot.

Wie Thomas Ferse eines Abends nach Hause kam, lag seine Lebensgefährtin zu Bett, sie klagte sehr über Schwäche, sonst fehle ihr nichts.

Onkel Olim kam täglich und sah nach ihr und schickte ihr durch Marga, die seit Edeltrauts Verheiratung allein gar töchterlich um die Bewohner des Moorhäuschens bemüht war, stärkende Weine und Speisen.

Die Greisin hatte keine Schmerzen, klagte über nichts, aber die Schwäche wich nicht; sie blieb am liebsten zu Bett.

Eines Sonntags vormittags ging Marga wieder zu den greisen Leuten.

Die alte Frau lag sauber gekleidet im Bett, ein blütenweißes Häubchen auf dem Haar. Auf einem Stuhle neben ihr saß der Schäfer, vor ihm lag ein Häufchen vergilbter Briefe, aus denen er ihr anscheinend wohl vorgelesen.

Die beiden alten Augenpaare leuchteten förmlich auf, wie das junge Mädchen zu ihnen ins Zimmer trat. Sie brachte diesen die ersten Heiderosen mit, die sie gepflückt. Ein Sträußchen legte sie der Greisin

aufs Bett, und eine besonders schöne Rose steckte sie dem Alten ins Knopfloch.

„Nun sind wir beide ja geschmückt wie als Brautleute,“ scherzte der Greis, „als gingen wir heute zu unsrer Hochzeit.“

Der Schäfer blieb auf Margas Bitte im Lehnstuhl sitzen, sie holte sich einen Fußschemel herbei und setzte sich damit ans Bett der Kranken und fing an eine Andacht aufzuschlagen.

Warm flutete die Morgensonne ins Zimmer und vergoldete das Blondhaar des jungen Mädchens, daß es wie ein Heiligenschein um die zarte Stirn flimmerte. Die beiden Alten sahen sich liebevoll an, dann blickten sie beide auf das liebliche Mädchenantlitz da vor sich. Ferse streckte seiner Mine die Hand hin, und diese legte beteuernd die ihre hinein.

Nun hub Marga an zu lesen, eine wundervolle Andacht über die Liebe, die nie endet und nie aufhört und die in Ewigkeit bestehen wird, die alle Sünde vergiebt, die alles glaubet, die alles hoffet und alles duldet. Die Liebe währet ewiglich.

Hand in Hand saßen die beiden da und blickten in weihevoller Andacht und L ebe auf das junge Haupt der Lesenden da vor ihnen, deren zarte Lippen ihnen soviel, so oft schon Trost gebracht.

„Der liebe Gott segne Sie," flüsterten die welken Lippen, wie Marga sich anschickte zu gehen, „welch großes Glück, welch großer Trost, Kind, warst Du uns, wie ein Sonnenstrahl kamst Du in unser Haus, der erste Sonnenstrahl in langer, banger, dunkler, finstrer Nacht. Verzeihen Sie, daß ich Sie Du nannte — aber — es macht das Alter."

Am Nachmittag, wie Onkel Olim wieder nach Frau Ferse sehen wollte, fand er den Alten im Lehnstuhl sitzen, das Haupt sanft und selig verklärt, zurückgesunken, tot und im Bette seine Ehehälfte gleichfalls tot, derselbe selig verklärende Schein ruhte auch auf ihrem Antlitz. Sie hielten sich beide noch fest an den Händen, er hatte mit der anderen Hand ein kleines, unscheinbares Pfeifchen eng umfaßt, sie mit der anderen das Rosensträußchen und die Photographie ihres Sohnes an die Brust gedrückt. Er trug noch die Rose im Knopfloch.

Und so wurden sie beide begraben wie ein Brautpaar geschmückt mit Rosen, Hand in Hand, wie sie durchs Leben gegangen in Freud' und Leid.

Im Ofen fand man ein Häufchen Asche, welches anscheinend von verbrannten Briefen herrührte.

Die beiden Zwillinge, welche ehemals so gemieden wurden, vor denen man sich gefürchtet, hatten die Großeltern tief betrauert.

Herr von Ginster, der bucklige Schloßherr, der einst so energisch für die ersteren eingetreten, hatte den Enkel Fürchtegott zu seinem Schloßgärtner und Faktotum gemacht und schenkte diesem sein volles Vertrauen, welches ihm aber auch durch grenzenlose Verehrung und Anhänglichkeit gedankt wurde.

Christel, die Schwester, führte ihm die Wirtschaft und hielt das schmucke Gärtnerhäuschen in peinlichster Sauberkeit. Beide hatten sich das heilige Versprechen gegeben, nur für einander zu leben, nie zu heiraten, es in allem ihrem Gebieter nachzuthun und ihrem Nächsten zu helfen mit Rat und That, wo sie konnten.

Der Zwillinge Sein und Streben war der alten Leute letzte Lebensfreude gewesen.

Die Pfeife hatte Fürchtegott behutsam aus des Großvaters Hand genommen.

„Die brauche ich," hatte der Jüngling beteuert, „die Worte, die der junge Herr Blew mir einst gesagt, wie er sie mir schenkte, haben sich zwar auf ewig in mein Herz gebrannt, aber sie ist mir doch ein so heiliges Vermächtnis, ich kann sie nicht missen. Sie war es, die mir den Weg zeigte, den ich wandeln muß, um einst die enge Pforte zu erreichen, sie ist es, die mich begleiten soll auf dem Wege der Pflicht und Redlichkeit, der zu ihr führt. Er schwebt mir voran

als mein Vorbild, ich will die Augen nicht vor ihm niederschlagen müssen, wenn ich ihn wiedersehe. Nein, ich will ihn gerade anblicken können und sagen: Wir haben zwar einen dornigen Weg gewandelt, wir beide, meine Schwester und ich, den Weg der Entsagung, aber Du kannst uns zum Wiedersehen getrost die Hand drücken, sie ist rein geblieben von Schuld." —

„Und Rogges? Marga und Arnold?" werdet Ihr, lieben Leser, fragen.

Vielleicht erzähle ich in einem späteren Buche von ihnen.

Marga fühlt sich vorläufig noch so wohl im Moorhäuschen, daß sie dort garnicht fort will.

Der Sanitätsrat sieht zufrieden und froh aus, fängt sogar an sich ein kleines Embonpoint zuzulegen.

Lieschen sieht sehr zart aus und wird wohl nicht mehr sehr lange leben.

Arnold weilt bis jetzt noch im Elternhause, wo er ein sehr interessantes Werk schreibt, was ihn aber nicht abhält, daß er in seiner freien Zeit möglichst oft ins Moorhaus geht, wo er Marga begreiflich zu machen sucht, daß er durchaus ihrer Hilfe bedürfe, um ein edler Mensch zu werden, bis jetzt hat er sie aber noch nicht davon überzeugt.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

E. Pierson's Verlag in Dresden und Leipzig.

Dora.

Erzählung

von

Karus von der Larpe.

Mit vielen Lichtdruck-Bildern.

Preis brochirt M. 4.—, geb. M. 5.—.

„**Die Redenden Künste**" März 1897 schreiben über das Buch: „In vornehmer Weise hat der Verleger diese Gabe des ganz plötzlich am Bücherhimmel aufgestiegenen Sternes ausgestattet. Karus von der Larpe ist nicht genial, nicht nervös und sensitiv, sein Talent ist einfach und schlicht und — harmlos, er ist ein Familienerzähler ohne daß er die übeln Eigenschaften der bekannten und berühmten Familienblatterzähler hat.

Die vorliegende Erzählung spielt im Walde und der Verfasser suggeriert uns in durchaus glücklicher Weise die Waldstimmung und des Waldes Duft. Wie eine Waldblume blüht des Oberförsters Töchterlein Dorette auf in wilder Schönheit. Luft und Licht — die Liebe ihres Vaters — wird ihr in vollem Maße zu teil, aber das neidische Sträucherwerk sucht beides immer wieder abzusperren und das fröhliche Wachstum zu verhindern: die buchstabengläubige Stiefmutter haßt das kleine, wilde Ding, weil es seines Vaters ganze Liebe absorbiert, weil es — wenn auch unbewußt — die Schuld trägt, daß ihrer Stiefmutter heiße, sinnliche Liebe unerwidert bleibt. Vielleicht wäre die zarte Blume verwelkt, von den körperlichen Strafen zu Grunde gerichtet, von den Grausamkeiten, denen ihre Seele ausgesetzt war, wenn nicht der Einfluß der Erzieherin, Miß German, ein so segensreicher gewesen wäre.

In dem Kampfe, der sich naturgemäß zwischen der Stiefmutter und der Erzieherin entspinnt, siegt anfänglich scheinbar die erstere: Miß German verläßt das Haus des Oberförsters, weil ihr jene Frau in sinnloser Wut die schamlosesten Beleidigungen entgegengeschleudert hat, aber sie verläßt es nur - mit der kleinen Dora. Der Oberförster, der zumeist der „Mann seiner Frau" ist, spricht dem gekränkten Mädchen seine Hochachtung aus und bittet es, an seinem Kinde Mutterstelle zu vertreten. Unter Miß German's Leitung wächst das Kind auf und verbringt auch dann noch die meiste Zeit seines Lebens bei der früheren Erzieherin, als es erwachsen und jene verheiratet ist.

So wenig der Verfasser dem ganzen Inhalte nach „modern" genannt werden kann, so sehr ist er es in seiner Technik; er hat das Leben in dem Hause des adligen Oberförsters ebenso wirklichkeitsgetreu wiedergegeben als das Treiben und Denken des Bauernvolkes. Das Buch ist aufs Wärmste zu empfehlen.

Druck von Greßner & Schramm, Leipzig.

HS. 1/3

